



Leseprobe

Bobby Gillespie **Tenement Kid** Die Autobiografie

»Wenn man den Geist des Rock'n'Roll in einer Person verkörpern könnte, dann wäre es Bobby Gillespie. Sein Buch zeugt nicht nur von einem abenteuerlichen Leben, sondern auch von der wunderbaren Arbeiterklassenkultur, die es hervorgebracht hat. Ich hatte das Gefühl, Tränen der Freude zu vergießen, als ich es las, aber auch der Wut über das, was uns angetan wurde.« *Irvine Welsh*

Bestellen Sie mit einem Klick für 24,00 €



Seiten: 528

Erscheinungstermin: 28. September 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Aus einfachen Verhältnissen in Glasgow stammend („Tenement“ ist der Ausdruck für die dortigen Mietskasernen), wird Bobby von seinem Vater früh mit Beat-Literatur, revolutionärem Gedankengut und Popmusik in Kontakt gebracht. In den 70er-Jahren entdeckt er die Welt der Rock- und Punkmusik, in die er tief eintaucht. Als Mitglied von stilprägenden Bands wie The Jesus and Mary Chain und vor allem Primal Scream prägt er den Zeitgeist. Hits wie »Movin on Up« oder »Loaded« füllen bis heute jeden Tanzboden, das Album *Screamadelica* gilt als einer der Klassiker der Popmusik. Sein Buch ist eine einzige farbenprächtige Liebeserklärung an die Popkultur in all ihren Facetten.



Autor

Bobby Gillespie

Robert "Bobby" Gillespie, geboren 1961, ist ein schottischer Musiker, Singer-Songwriter und Multi-Instrumentalist. Er ist vor allem als Leadsänger, Gründungsmitglied und Haupttexter der Indierock-Band Primal Scream bekannt. Mitte der 1980er Jahre war er auch Schlagzeuger für The Jesus and Mary Chain. Mit Jenny Beth (Savages) veröffentlichte er 2021 ein Duett-Album.

Bobby Gillespie

Tenement Kid

Die Autobiografie

Aus dem Amerikanischen
von Kristof Hahn

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Für A. W. und R. Y.

Danke für den Trip

»Mann, sobald wir auf die Bühne gehen, herrscht Krieg
zwischen uns und dem Publikum.«

– ROBERT YOUNG

»Ich will nicht, dass die Welt sich ändert. Ich will da-
gegen sein.«

– JEAN GENET

Inhalt

Teil 1	11
(1961–1977)	
Ein Junge aus Springburn – und stolz darauf	13
Die Schulplage	57
Psychic Jailbreak und das Bild von Johnny	78
Teil 2	99
(1977–1981)	
Lehrjahre als Punk	101
Die neue Religion	117
Kulturrevolution	133
Altered Images, Altered States	152
Factory – ein Geschenk der Götter	172
Teil 3	187
(1982–1985)	
Working-Class-Industrial-Blues aus Glasgow	189
Der Schrei der himmelblauen Vox Phantom	208
Der Kittel meiner Großmutter in der Acid-Factory	220
Jesus wandelt auf Erden	239

Tenement Kid	
Kreuzritter	250
Lederjungs auf Amphetaminen	262
Psychocandy	276
Ein Club namens Splash	292
Electric Ballroom Blitz	318
Teil 4	341
(1986–1991)	
Sonic Flowers und Strawberry Switchblades	343
Brighton Rock	365
Gelobt sei Acid House	384
Das Evangelium nach Audrey Witherspoon	396
Loaded in Walthamstow (Remix/Remodel)	410
Die Boy's-Own-Gang	427
Das Paradies in Hackney	440
Die Kinder von Marx und McLaren	464
Der Underground wird oberirdisch	478
Let It Scream(adelica)	499
Bildnachweise	515
Danksagung	519

1

Ein Junge aus Springburn – und stolz darauf

Ich bin aufgewachsen an Orten, wo die Geister der Vergangenheit herumspukten. Meine Spielplätze waren ein verlassenes Lokomotivenwerk, ein riesiger Friedhof und gespenstische Straßen mit geräumten Mietshäusern. Springburn wurde im Zuge des »Slum-Sanierungs«-Programms der konservativen Regierung von Edward Heath in den späten Sechzigerjahren abgerissen; Straße für Straße wurden die Häuser geräumt, bis die Gegend große Ähnlichkeit hatte mit den im Zweiten Weltkrieg von den Alliierten zerbombten deutschen Städten, die ich auf Fotos in dem Geschichtsbuch meines Vaters gesehen hatte. Es war gruselig und aufregend zugleich. Ein älterer Junge half uns, in die mit Brettern vernagelten Wohnungen und Häuser in der Vulcan Street einzubrechen. Wo einst die Familien der verhassten »Vulcies« (die Straßenbande, mit der unsere verfeindet war) gewohnt hatten, herrschte nun Leere. Anwohner hatten Tische, Stühle und Betten zurückgelassen, in den verdreckten Waschbecken stand Geschirr, und in den Vorhängen, die man hatte hängen lassen, sammelten sich Staub und Schmutz, der dort bleiben würde bis in alle Ewigkeit. Es herrschte eine Atmosphäre von Flucht und Verlassenheit, als wären die ehemaligen Bewohner vor einer feindlichen Armee geflohen. In gewisser Weise waren sie das auch. Eine einst lebendige Arbeitersiedlung wurde zerstört und durch eine Autobahn ersetzt.

Was ist mit diesen Menschen geschehen? Was wurde aus ihnen?
Wohin gingen sie? Folgendes ist mit mir passiert.

Ich kam am 22. Juni 1961 im Rottenrow Maternity Hospital in Cowcaddens, im Herzen des mittelalterlichen Stadtkerns von Glasgow, zur Welt. Es liegt ein paar Straßen von Provand's Lordship entfernt, dem ältesten noch erhaltenen Wohngebäude der Stadt, das 1471 erbaut wurde und überragt wird von der Kathedrale – im zwölften Jahrhundert an der Stelle erbaut, wo St. Mungo, der Schutzheilige der Stadt, einst seine erste Kirche errichtet hatte. Ganz in der Nähe befindet sich der Necropolis-Friedhof – der Père Lachaise von Glasgow –, auf dem die Industriellen und Kaufleute der viktorianischen Ära, die Zuckerimporteure und Tabakbarone der Stadt, begraben sind, von denen einige ihren Reichtum der Sklaverei verdankten. Auf dem Gipfel des höchsten Hügels der Nekropole steht die Statue von John Knox, dem Begründer des schottischen Presbyterianismus. Seine kalten, frommen Augen sind wachsam und streng auf das sündige Treiben zu seinen Füßen gerichtet. Dort steht auch die Statue von König Wilhelm von Oranien auf dem Cathedral Square. Meine Oma erzählte mir, dass jeden Sommer am Jahrestag der Schlacht am Boyne betrunkene Katholiken vorbeizogen, um König Billy mit Flaschen zu bewerfen. Religion, Gewalt und Alkohol sind in Glasgow untrennbar miteinander verbunden.

Das gälische Wort »Rottenrow« bedeutet übersetzt »Straße der Könige«. Es ist außerdem ein althergebrachter englischer und schottischer Name für eine Straße, die gesäumt ist von Reihen rattenverseuchter Hütten. Man könnte also sagen, dass ich in einer rattenverseuchten Straße der Könige zur Welt kam.

Ich wurde ein Jahr vor der Kubakrise geboren, in dem Jahr, als die Berliner Mauer hochgezogen wurde. Meine Mutter, Wilma Getty Gemmill Gillespie, war noch ziemlich jung, als sie mich zur Welt brachte. Sie erzählte mir, dass sie damals fürchtete, Russland und Amerika würden den gesamten Planeten in einem apokalypt-

tischen Atomkrieg auslöschen. Ich war ein Kind des Kalten Krieges. Die Paranoia angesichts einer drohenden nuklearen Vernichtung war damals allgegenwärtig. Meine Mutter war einundzwanzig, und mein Vater, Robert Pollock Gillespie, war dreiundzwanzig. Sie lernten sich bei der Arbeit kennen. Beide waren bei Collins, dem Buchverlag, angestellt. Mein Vater war Druckereiarbeiter und Mitglied der Drucker- und Buchbindergewerkschaft National Union of Printing, Bookbinding and Paper Workers. Sie waren beide Mitglieder der Jungsozialisten von Springburn. Mein Vater beteiligte sich in den späten Fünfzigern an einem Streik zur Verkürzung der Arbeitszeit von fünfundvierzig auf vierzig Stunden pro Woche, der letzten Endes zur Einführung der Fünftageweche führte. Bis die Gewerkschaften diese Auseinandersetzung für sich entschieden hatten, war es Usus, dass von den Arbeitnehmern erwartet wurde, auch samstagsmorgens zu arbeiten. Die Erfahrung, welche Macht eine solidarische Klasse ausüben und welche Veränderungen sie bewirken konnte, politisierte meinen Vater. Er war mit siebzehn Jahren in die Armee eingetreten – die übliche Geschichte eines weitgehend ungebildeten Arbeiterkindes ohne echte Perspektiven, das durch das Versprechen von Reisen und Abenteuern in der weiten Welt zum Militär gelockt wurde. Er war Unteroffizier in der Royal Artillery und während des Kalten Krieges in Hongkong stationiert, wo er an Aufklärungsmissionen teilnahm und hoch oben auf einem Berggipfel darauf wartete, dass Mao Tse-tungs Rote Armee über den Dragon's Back gestürmt kam. Er erzählte mir, die Armee habe einen Mann aus ihm gemacht. Sie verschaffte ihm außerdem einen Einblick in die Funktionsweise des britischen Klassensystems. Um uns zu unterhalten, erzählte er meinem Bruder Graham und mir Geschichten aus seiner Armeezeit: Massenschlägereien in Kneipen und Bars mit amerikanischen GIs, die in den Augen der britischen Jungs nichts weiter waren als verwöhnte Weicheier, die keinen Krieg führen konnten, ohne dass an der Front nicht mindestens ein Coca-Cola-

Automat stand. Dad hat die Worte »HONG KONG« auf seinen Knöcheln tätowiert. Außerdem hat er einen schwarzen Panther auf dem rechten Oberarm (stellt euch vor, wie überrascht ich war, als ich im Jahr 2000 im Hudson Hotel in New York denselben Panther auf dem linken Oberarm meiner zukünftigen Frau Katy tätowiert sah), dazu eine chinesische Prostituierte, die schüchtern hinter einem Fächer hervorschaut, und auf dem linken Unterarm den Namen »Jim Surrey«. Jim Surrey war sein bester Kumpel in der Armee, der wiederum die Worte »Bob Gillespie« auf seinem linken Unterarm eintätowiert hatte. In den Fünfzigerjahren, lange bevor Tattoos in Mode kamen, ließen sich nur Soldaten, Matrosen, Gangster, Kriminelle, Knastbrüder und fahrendes Volk die Haut mit einer Tätowiernadel bearbeiten. Tätowierungen waren etwas für Gesetzlose und Außenseiter, nicht für anständige Leute. Tätowierungen waren tabu.

Wir wohnten im dritten Stock einer Mietskaserne in einer Einzimmerwohnung in der Palermo Street 35 im Stadtteil Springburn, die meine Eltern für 100 Pfund gekauft hatten. Diese Wohnungen wurden in Glasgow als »Single-End« bezeichnet. Unsere bestand aus einem Zimmer mit einem Waschbecken und einer Kochstelle. Die Toilette lag auf dem Treppenabsatz, und wir teilten sie mit zwei anderen Familien. Die einzige konkrete Erinnerung, die ich an das Single-End habe, ist, dass ich als Kleinkind eine volle Dose Heinz Baked Beans aus dem Fenster warf. Meine Mutter reagierte völlig panisch und rannte zum Fenster, um zu sehen, ob jemand von der Dose getroffen worden war, aber zum Glück war es gerade mitten am Tag, und alle waren bei der Arbeit oder in der Schule. Ich weiß auch nicht, was mich geritten hatte – es war ein plötzliches, überwältigendes Verlangen danach, es zu tun. Ich glaube, ich genoss das Gefühl, ein böser Junge zu sein. Ich merkte auch, welche Wirkung die Tat auf meine Mutter hatte. Meine allererste grenzüberschreitende Handlung.

Mein Bruder Graham wurde 1964 geboren, kurz nachdem wir in ein etwas größeres Apartment umgezogen waren, für das meine Eltern 150 Pfund gezahlt hatten und das direkt unterhalb unserer alten Wohnung lag: ein »Zimmer mit Küche«, die beide von einem kleinen Flur abgingen. Die ersten zehn Jahre meines Lebens schliefen meine Mutter, mein Vater, mein Bruder und ich in einem Zimmer. Das Bett unserer Eltern stand in einer Nische, während Graham und ich jeweils ein Einzelbett hatten. Es gab einen Kleiderschrank, eine Kommode und eine Holzkiste, in der wir unser Spielzeug und unsere Cowboy- und Feuerwehrkostüme aufbewahrten. Man mag sich gar nicht vorstellen, wie sehr dieses Arrangement ihre Ehe belastet haben mag. Es muss hart gewesen sein.

In der Wohnküche hingen zwei abstrakte Aquarelle von John Taylor, einem Künstler, mit dem meine Eltern befreundet waren. Es gab außerdem ein riesiges Schwarz-Weiß-Poster des kubanischen Revolutionshelden Che Guevara, das auf dem großartigen Foto von Alberto Korda basierte – Che in seiner hochgeschlossenen Fliegerjacke, mit Bart und der schwarzen Baskenmütze mit dem Stern darauf. Es sah total heroisch und hip aus. Er schaute mit einem christusähnlichen Blick in die Zukunft. Che war unser Jesus, ein Rockstar-Revolutionär. Dennis Hoppers Image in den Sechzigerjahren war angelehnt an Che, Fidel und die bärtigen kubanischen Revolutionäre, die erfolgreich den von der US-Regierung und der Mafia unterstützten Diktator Batista vertrieben hatten. Es heißt, die Beatles hätten die Sechzigerjahre eingeläutet, aber Fidel, Che und ihre Jungs sind ihnen um drei Jahre zuvorgekommen. Wir hatten auch ein Schwarz-Weiß-Foto von den US-amerikanischen Olympiasiegern Tommie Smith und John Carlos, die auf dem Siegerpodest der Olympischen Spiele 1968 in Mexiko die geballte Faust zum Black-Panther-Gruß in die Luft reckten. Ich erinnere mich, dass ich meinen Vater fragte, was die beiden Typen da machten. Warum hatten sie schwarze Handschuhe an,

und warum hoben sie ihre Fäuste in die Höhe? Er erklärte seinem siebenjährigen Sohn, dass diese Männer in den Vereinigten Staaten nicht dieselben Schulen besuchen durften wie die Weißen, nicht in denselben Restaurants essen, nicht einmal aus demselben Wasserspender trinken oder auf derselben Parkbank sitzen durften. Mein Vater erzählte mir auch die Geschichte von Cassius Clay, dem späteren Muhammad Ali, der sich geweigert hatte, in Vietnam zu kämpfen, mit der Begründung: »Kein Vietcong hat mich jemals Nigger genannt.« Meine ersten Sporthelden waren Schwarze: Muhammad Ali und Pelé. Sport ist ein unglaublich wirksames Mittel, um Rassenvorurteile abzubauen.

Das Zimmer war spärlich möbliert, es gab nur eine kleine Couch und einen weiteren Sessel zum Sitzen sowie einen Schreibtisch, auf dem die Schreibmaschine meiner Mutter stand. Sie war Stenotypistin, und in der rechten oberen Ecke lagen immer weiße A4-Blätter mit dem Logo des Race Relations Board – eine Raute mit einem schwarz-weißen Karomuster. Dabei handelte es sich um eine Organisation mit dem Ziel, Menschen aus der asiatischen Community Glasgows für linke Politik zu interessieren und ihnen so Wege zu eröffnen, ihre Interessen geltend zu machen und Macht und Einfluss zu gewinnen. Vater war die treibende Kraft bei der Gründung dieser Organisation – und gleichzeitig der einzige Mensch in Schottland, der sich damals für diese Belange engagierte. Wir hatten kein Bad, also badete uns meine Mutter im Waschbecken. Wie in dem Single-End teilten wir uns auch hier eine Außentoilette mit zwei anderen Familien. Es gab eine Vorrichtung, genannt »Flaschenzug«, die aus vier langen Holzlatten bestand, die an den Enden von einem Metallrahmen zusammengehalten wurden und mit Seilen an einem Mechanismus an der Zimmerdecke befestigt waren. Daran hing meine Mutter die nasse, frisch gewaschene Wäsche auf. An der Wand stand ein Bücherregal, das vollgestopft war mit den Büchern meines Vaters. Ich erinnere mich außerdem an

eine nordvietnamesische Flagge, die irgendwo drapiert war. Wir hatten auch einen zwitschernden grün-gelben Wellensittich namens Jackie.

In unserem Haus lief immer Musik. Dad leitete einen Folk-Club namens The Midden, in dem Musiker wie Matt McGinn und Hamish Imlach ihre ersten Auftritte hatten. Ich glaube, Billy Connolly hat meinen Vater sogar dafür *bezahlt*, dort auftreten zu dürfen; oder genauer gesagt, er kam als Zuschauer und fragte, ob er vor dem Hauptprogramm auf die Bühne gehen und singen dürfe. Jedes Mal, wenn mein Vater und Billy sich bei der Beerdigung eines alten Freundes treffen, sagt Billy: »Hey, Geggie, weißt du noch, dass ich in deinem Folk-Club gesungen habe?« Und mein Vater antwortet: »Nein, Billy, du hast dafür *bezahlt, singen zu dürfen*.«

Politischer Radikalismus und Folkmusik waren damals eng miteinander verwoben, da die jahrhundertealten Lieder oft vom Daseinskampf der arbeitenden Klasse erzählten. Wenn man sich mit Geschichte beschäftigt, stellt man fest, dass sich seit dem achtzehnten Jahrhundert nicht viel verändert hat in Bezug auf Ungleichheit und die Machtverhältnisse zwischen den Klassen. Mein Vater war ein Autodidakt aus der Arbeiterklasse. Bedingt durch die familiären Verhältnisse war er kaum zur Schule gegangen. Während des Zweiten Weltkriegs wurde er aufs Land nach Ayrshire evakuiert; seine Mutter arbeitete in der Nähe in einer Uranfabrik, die Teil der britischen Anstrengungen war, im Rennen um die Entwicklung einer Atomwaffe schneller zu sein als die Nazis. Sein eigener Vater war an der Front – als Infanterist in der britischen Expeditionstruppe, die am Strand von Dünkirchen von Görings Luftwaffe bombardiert und von Rommels Panzern mit Dauerfeuer belegt wurde.

Aufgezogen wurde mein Vater mehr oder weniger von seiner älteren Schwester Rosemary, während ihre Mutter arbeitete. Sie

hatten nie eine eigene Wohnung, sondern mieteten sich immer bei anderen Familien in die Wohnung mit ein. Mein Vater wurde in echte Armut hineingeboren, die ihn seine gesamte Kindheit und Jugend über begleitete. Einmal litt er an akuter Mangelernährung und musste in ein Krankenhaus gebracht werden, wo man ihn mit vernünftigen Essen wieder auf die Beine brachte. Er erzählte mir, dass er niemals zulassen wollte, dass ein anderes Kind den Hunger, die Schmerzen und die demütigenden Entbehrungen durchleben musste, die er als kleiner Junge durchgemacht hatte. Deshalb hat er den größten Teil seines Erwachsenenlebens der Veränderung der Gesellschaft gewidmet – er glaubt wirklich an den Sozialismus.

Meine erste Erinnerung an Klängaufnahmen geht auf ein Philips-Tonbandgerät zurück, das meinen Eltern gehörte. Mein Vater nahm damit Auftritte von Bands im Midden auf, und er lieh sich Platten von Freunden aus, die er dann auf Band überspielte. Muddy Waters' »Got My Mojo Working« war einer seiner Lieblingssongs, den er lauthals mitsang. Irgendwo gibt es eine Tonbandaufnahme von mir, wie ich im Alter von vier Jahren »She Loves You« von den Beatles singe. Meine allererste Aufnahmesession. Die meistgespielte Platte in unserer Wohnung in den Sechzigern war das *Greatest-Hits*-Album von Diana Ross and the Supremes auf Motown. Es hatte ein lila Cover mit einem gemalten Bild von Diana, Flo und Mary. Außerdem gab es Ray Charles' *Greatest Hits Volume 2* auf dem Stateside-Label mit einem coolen Foto von Ray. Dad hat diese Platte oft gespielt. Darauf waren Songs wie »Take These Chains From My Heart«, »Busted«, »The Cincinatti Kid« (aus dem Film mit Steve McQueen), »In the Heat Of The Night« (aus einem Sidney-Poitier-Film) und das traurig-schöne »Crying Time«. Der Blues durchdrang mich schon früh und hinterließ einen tiefen Eindruck bei mir. Außerdem lief bei uns viel Bob Dylan. Wir hatten die *Greatest Hits* und *The Times They Are A-Changin'* mit den

ganzen Protestsongs, eine der Lieblingsplatten meines Vaters. Außerdem gab es Platten von Joan Baez, June Tabor und irische Rebellensongs von den Dubliners. Meine Mutter spielte oft ihre Hank-Williams-10-Inch-EP mit blauem Cover und dem Titel *Moanin' The Blues*. Hanks Stimme war absolut einzigartig. Sie war durchdringend, ernst und schmerz erfüllt. Und auch wenn ich zu jung war, um zu verstehen, wovon er sang, horchte ich immer aufmerksam zu, wenn er gespielt wurde. Meine Mutter liebte auch Doris Day. Und sie hatte eine Elvis-Single mit einem Fotocover, das ich mir endlos anschaute und dabei staunte, wie schön er aussah. Später fand ich heraus, dass es »Suspicious Minds« war. Ich las jedes Wort, das auf den Plattenhüllen gedruckt stand. Ich erinnere mich an ein Smokey-Robinson-Livealbum mit einem Zitat von Bob Dylan auf dem Cover, der Smokey als den »größten lebenden Dichter Amerikas« bezeichnete.

Beatles-Platten gab es keine in unserem Haushalt. Meine Mutter sagte mir später, dass sie ihnen nie etwas abgewinnen konnte; sie bevorzugte die Stones.

Mein Vater hatte wie gesagt ein Bücherregal, das sich über die gesamte Länge des Flurs erstreckte und in dem sich die Bücher stapelten. Da er bei Collins arbeitete, konnte er sich leicht mit Literatur eindecken. Er besaß Werke von Charles Dickens, Jane Austen, Daniel Defoe, Robert Louis Stevenson und andere Klassiker in einem einheitlichen grünen Einband im Taschenbuchformat. Sie standen auf dem obersten Regalbrett. Es gab auch Klassiker des Radikalismus wie Robert Noonnans *The Ragged-Trousered Philanthropists* (dt. *Die Menschenfreunde in zerlumpten Hosen* – veröffentlicht unter dem Pseudonym Robert Tressell) und *Rights Of Man* (dt. *Die Rechte des Menschen*) von Thomas Paine, dem englischen Radikalen des 18. Jahrhunderts, dessen Ideen sowohl von den französischen als auch von den amerikanischen Revolutionären aufgegriffen wurden und der auch an der Ausarbeitung der

französischen Verfassung beteiligt gewesen war. Vater liebte diese beiden Bücher, und als ich ein Teenager war, legte er mir immer wieder ans Herz, sie zu lesen, was ich allerdings nie tat. Ich interessierte mich damals viel zu sehr für *Sounds* und *NME*.

Er besaß auch einige Abenteuerromane des mittlerweile umstrittenen Autors George Alfred Henty, die in Afghanistan, Afrika und Indien zur Zeit des britischen Empire spielen. Sie wurden von Blackie & Son verlegt und hatten diese coolen goldgeprägten Einbände, die mit Stammeskriegern illustriert waren. Eines hieß *With Clive In India* (dt. *Mit Clive in Indien*). Ich glaube, mein Vater dachte, dass seine beiden Jungs auf diese Sorte Bücher anspringen würden. Es gab auch Fotobände über Militärgeschichte sowie marxistische Literatur. Er hatte Henry Millers *Wendekreis des Krebses* und *Wendekreis des Steinbocks*, Bücher von Mark Twain, Jack London, eine Biografie von Guru Nanak Dev, dem Gründer des Sikhismus, und andere politische Bücher. Was mich besonders faszinierte, war *The Book Of American Folk Songs*. Hier fand ich »The Ballad Of Jesse James« und »Joe Hill«. Platten und Bücher bildeten für mich schon früh so etwas wie kulturelle Bezugspunkte. Meine Neugierde war geweckt.

Wir waren von Straßen mit Mietshäusern umgeben. Sie hatten einen rechteckigen Grundriss wie die uneinnehmbaren Festungen des Mittelalters. Unser Block bestand aus vier Straßen: Springburn Road am oberen Ende, Palermo Street und Vulcan Street seitlich einander gegenüber und Ayr Street am unteren Ende.

Jedes Mietshaus war drei Stockwerke hoch. Außerhalb der Apartments lag der sogenannte »Hinterhof« mit einem Schuppen, in dem die Mülleimer ausgeleert wurden. Die kleinen gemauerten Waschküchen, in denen die Frauen Wäsche wuschen, waren zu dem Zeitpunkt, als ich zur Welt kam, schon zugemauert. Wenn man in diese Backsteingebäude hineinging, fand man uralte verrostete Mangeln mit riesigen, gewundenen Griffen aus Metall zum

Auswringen der nassen Wäsche. Dann gab es Waschbecken, die gesprungen waren und vor Dreck starteten. Es waren unheimliche, verbotene Orte, die wir kaum zu betreten wagten. Tote Räume mit einer seltsamen Energie, in denen die Geister der Vergangenheit gefangen waren. Als Kind konnte ich an diesen verlassenen Orten unsichtbare Kräfte spüren.

Es gab eine Backsteinmauer, die entlang der Straße verlief und eine Trennlinie zwischen den Häusern auf der Vulcan Street und denen an unserer Straße darstellte. Dahinter lag eine Gasse, die man von der Ayr Street aus erreichen konnte. Der Boden bestand aus schwarzem Dreck und zersplitterten Pflastersteinen, die bei Kämpfen mit rivalisierenden Banden aus der Umgebung zum Einsatz kamen. Nirgendwo gab es in diesen Hinterhöfen auch nur einen Grashalm, stattdessen standen überall große hölzerne Pfähle herum, zwischen denen Leinen aufgespannt waren, die vollgepackt waren mit Wäsche. An sonnigen Tagen hängten die Frauen aus den oberen Wohnungen ihre Wäsche an v-förmigen Stangen aus ihren Fenstern. Die Kinder riefen nach ihren Müttern, dass sie ihnen ein Stück Zucker herunterwerfen sollten oder zwei mit Butter oder Margarine bestrichene und mit Zucker bestreute Scheiben Weißbrot. Das hielt einen an den langen Sommertagen in den Sechzigern bei Laune.

Der Zugang zu den Wohnungen erfolgte über die »Toreinfahrt«, die durch das Gebäude auf den Hinterhof führte. Davon ging links und rechts ein Flur ab, an dem die Türen zu den einzelnen Wohnungen lagen sowie die Treppe zu den oberen Stockwerken mit dem einen kleinen Treppenabsatz, auf dem die Außentoilette lag.

In Springburn herrschte reges Leben. Ich erinnere mich an die Männer, die zum Feierabend von der Arbeit zurückkamen, und an die Kinder, die vor dem Pub am oberen Ende der Straße auf die Väter warteten. Dort nahmen die Männer, erschöpft von der Arbeit, noch ein schnelles Bier zu sich und hielten einen Plausch mit

ihren Kumpels, bevor sie nach Hause gingen, wo ihre Frauen frisch gebrühten Tee für sie bereithielten. Es gab Zeitungsverkäufer, die an Wochentagen die Abendausgabe der *Times* verkauften oder samstags die Sportzeitungen mit den Fußballergebnissen. Ich erinnere mich noch lebhaft daran, wie ich mit meiner Mutter und Graham von einem Besuch bei meinen Großeltern in der London Road in Bridgton nach Hause kam und den Zeitungsverkäufer in der Springburn Road vor dem Pub am oberen Ende unserer Straße sah, der die Sportzeitung mit der Schlagzeile KATASTROPHE IM IBROX – 66 RANGERS-FANS ZU TODE GEQUETSCHT verkaufte. Celtic lag im Old-Firm-Derby mit einem Tor in Führung, als viele Rangers-Fans kurz vor Spielende die Hoffnung aufgaben und in Scharen das Stadion verließen. Dann erzielte Colin Stein, der Mittelstürmer der Rangers, in der allerletzten Spielminute den Ausgleich. Die Fans, die auf dem Weg nach draußen waren, hörten den Torjubel und versuchten, wieder hineinzukommen. Die mickrigen Metallbarrieren waren dem Ansturm nicht gewachsen. Sechshundsechzig Menschen wurden so auf tragische Weise zu Tode gequetscht. Das hatte eine Wirkung auf mich, ein Gefühl der Entfremdung (obwohl ich in diesem Alter nicht wusste, wie ich dieses Gefühl beschreiben sollte). Es gab Jungs aus meiner Schule, die mit ihren Vätern bei dem Spiel gewesen waren. Der Tod war mit einem Mal etwas Reales, das in der unmittelbaren Umgebung passierte, und nicht nur den Bösewichtern in den Filmen.

Das Grubenunglück von Aberfan lag nur ein paar Jahre zurück. Damals war eine ganze Schule voller Kinder in meinem Alter unter einem Berg von Abraum aus dem nahe gelegenen Kohlenbergwerk zermalmt worden. Die Nachrichten und die Titelseiten waren voll davon. Diese Tragödie hat meine kindliche Vorstellungskraft stark beeinflusst. Manchmal, wenn ich aus dem Fenster des Klassenzimmers meiner Schule schaute, die von einem großen Hügel am Hyde Park überragt wurde, fragte ich mich, ob uns etwas Ähnliches zustoßen würde.

In der Springburn Road gab es viele Geschäfte, und es war immer eine Menge los. Es gab ein großes Kaufhaus namens Hoey's und ein Kino mit dem Namen Princes in der Gourlay Street. Jeden Samstagmorgen brachte mich meine Mutter dorthin und ließ mich Filme anschauen. Es gab Frühvorstellungen – *Batman*, *Die glorreichen Sieben*, *Eine Million Jahre vor unserer Zeit* mit Raquel Welch (mein erster Schwarm, zusammen mit Catwoman). Es war ein magischer Ort, immer voll mit hysterischen, schreienden Kindern, vollgestopft mit Süßigkeiten, und Mädchen im Teenageralter, die mit Eis am Stiel durch die Reihen liefen. Wir feuerten alle Batman an: »GIB'S IHNEN, BATMAN! Pass auf, hinter dir!« Es war wie bei einem Fußballspiel, und jedes Mal, wenn er oder Robin, der Wunderknabe, den Joker oder den Riddler verdroschen, brach der ganze Saal in eine Art Torjubel aus. 1936 war der weltberühmte Entfesselungskünstler Harry Houdini im Princes Cinema aufgetreten – was für das von der Wirtschaftskrise gebeutelte, kulturell ausgehungerte Proletariat von Springburn ein überwältigendes Erlebnis gewesen sein muss.

Zu meinem sechsten Geburtstag bekam ich von meinen Großeltern ein Rangers-Trikot geschenkt. Ich wusste nicht einmal, was Fußball ist. Ich hatte eine Cowboymontur oder eine Kavallerieuniform haben wollen. Ich ging zu ihrer Wohnung in der London Road (ironischerweise ganz in der Nähe des Celtic Park), und sie zogen mir dieses Rangers-Trikot an, von dem ich keine Ahnung hatte, was es bedeutete. Es war das klassische Sechzigerjahre-Trikot aus der Jim-Baxter-Ära – blauer Jersey mit weißem V-Ausschnitt, weiße Shorts, schwarze Socken mit roten Stulpen.

Später bekam ich dann doch einige Ahnung von Fußball.

Ich war mit den Jungs in meiner Straße befreundet – mit denen von *meiner* Seite der Straße. Sogar bei der Frage, auf welcher Straßenseite man wohnte, gab es territoriale Abgrenzungen. Ich habe nie mit den Jungs auf der anderen Seite rumgehungen. Nebenan

wohnte ein Junge namens Alex Donnelly, und drei Häuser weiter wohnten zwei Brüder, David und Charles Breslin. Alex und David waren im gleichen Alter wie ich, Charles ein oder zwei Jahre jünger. Sie waren allesamt Celtic-Fans, und so wurde auch ich Celtic-Fan, weil sie meine Kumpels waren. Alex Donnelly und die Breslins trugen Celtic-Trikots: die grün-weißen Querstreifen aus den Sechzigerjahren, weiße Shorts mit grünen Nummern (ein klassisches Modedetail) und weiße Socken. Ich fand, das war das absolut coolste Trikot aller Zeiten, so frisch, clean und schön. Celtic war die beste Mannschaft der Welt. Es war die Ära der legendären Lissaboner Löwen; die Mannschaft hatte 1967 im Finale in Lissabon Inter Mailand mit zwei zu eins besiegt und den Europapokal der Landesmeister gewonnen. Jock Stein war der Trainer, und unser Kapitän war Billy McNeil. Die Fans hatten einen Spitznamen für (King) Billy: Caesar. Wenn man sich Fotos von ihm in jener glorreichen Nacht im Mai 1967 ansieht, wie er auf der Siegertribüne im Estádio Nacional den Europapokal in die Höhe hält, dann sieht er tatsächlich so majestätisch aus wie ein römischer Imperator. Ave Cäsar!

Dieses Celtic-Team beflügelte die Fantasie von Straßenkindern wie uns. Es war eine schlichtweg legendäre Mannschaft, umweht von einem grandiosen Mythos. Sämtliche Spieler kamen aus einem Umkreis von zehn Meilen um Glasgow, mit Ausnahme von Bobby Lennox, der aus dem dreißig Meilen entfernten Saltcoats stammte. In der heutigen Zeit des globalisierten Fußballs wäre so etwas undenkbar. Jock Stein war Verfechter eines modernen, schnellen Offensivfußballs, der, wenn er richtig gespielt wurde, den Zuschauern Momente wahrer Schönheit, Verzückung und Spiritualität bereiten konnte. In den Sechzigern war Fußball ein Spiel der Arbeiterklasse und oft die einzige Unterhaltung oder Kultur im Leben der (vorwiegend) Männer und Jungen, die jede Woche zu den Spielen pilgerten. Jock kam aus einem Dorf in Ayrshire – seine Ahnen waren über Generationen hinweg Berg-

arbeiter gewesen –, und wie sein guter Freund, der schamanische Trainerkollege Bill Shankly aus Liverpool, vertrat auch er die Philosophie von Fußball als einer Form von Sozialismus. Ein Beispiel dafür, wie elf Individuen zusammenkommen und als Team etwas Größeres, Schöneres und Kraftvolleres erreichen können – ein Ganzes, das größer ist als die Summe der einzelnen Teile, ganz wie bei einer Rock'n'Roll-Band. Der Kapitalismus basiert auf der potenziellen Aussicht auf Reichtum und Wohlstand, die dem »soveränen« Individuum winken (wenn es großes Glück hat). Im Sozialismus geht es um die Macht des Kollektivs.

Jenes Endspiel in Lissabon war ein Kampf Licht gegen Finsternis. Der Trainer von Inter Mailand war Helenio Herrera, ein Vertreter des in Italien entwickelten defensiven Fußballstils: des Catenaccio, bei dem man den Gegner im Laufe des Spiels langsam zermürbt und zur Verzweiflung treibt, indem man jeden Spielzug unterbindet und ins Stocken bringt, immer mit zehn Mann hinter dem Ball. Eine destruktive, fast nihilistische Vision des Sports als Zermübungskrieg, allerdings gerechtfertigt durch die Erfolge, die die italienischen Vereine dank dieser Taktik feierten.

Später bei Primal Scream spielte Jock Steins Spielphilosophie eine große Rolle bei der Entwicklung unserer Haltung in Bezug aufs Musikmachen und auf die Art und Weise, wie wir uns live präsentierten. Wir glauben, dass eine Rock'n'Roll-Live-Show ein Frontalangriff auf die Sinne sein sollte, eine Attacke auf die Seele, eine Breitseite. Man muss mit voller Wucht loslegen. Die Bühne wackeln lassen. Die Leute zum Schweben bringen und mit sich reißen. Es muss von grandioser Schönheit sein – unterhaltsam und tödlich zugleich. Man muss bei jedem Auftritt hundert Prozent Einsatz zeigen. Die Fans jubeln einem zu, und man muss ihnen alles geben. Wie Robert Young einmal zu mir sagte: »Sobald wir auf die Bühne gehen, herrscht Krieg zwischen uns und dem Publikum.«

Wir spielten Fußball auf der Straße, mit zwei Blechdosen von der Müllkippe als Torpfosten. Wir wollten alle Jimmy Johnstone sein oder Stevie Chalmers oder Bobby Lennox. Das erste Celtic-Spiel, das ich je gesehen habe, war das Europapokalfinale 1970 gegen Feyenoord – auf unserem Schwarz-Weiß-Fernseher in der Küche. Das Bild war verschwommen und undeutlich. Damals wurden weltweite Sportereignisse wie Muhammad Alis Boxkämpfe und Fußballendspiele in anderen Ländern per Satellit in die britischen Haushalte übertragen; die Qualität war immer schlecht, das Bild flimmerte und wurde oft unscharf wie in einer Gespensterwelt. Jeder hatte einen Schwarz-Weiß-Fernseher. In unserer Straße gab es keine Farbfernseher. Wir hatten zwei Sender: BBC und STV. Mein Freund in der Nachbarschaft hatte BBC2, auf dem die Westernsendung *High Chaparral* lief, von der ich begeistert war. Ich flehte meine Mutter an, dass ich auch BBC2 haben wollte, aber das kostete extra Fernsehgebühren.

Eines Tages in den Sommerferien spielte ich auf der Straße mit meinen Freunden David und Charlie Breslin. Alles war cool, doch dann gingen die beiden auf mich los und verprügelten mich. Ich war schockiert und völlig fertig, denn diese Jungs waren meine Freunde, und ich vertraute ihnen total. So etwas war mir noch nie passiert. Weinend ging ich nach Hause. Meine Mutter fragte mich, was passiert war, und als ich es ihr erzählte, packte sie mich und zerrte mich die Straße entlang. Sie sagte: »Also gut, dann wirst du gegen beide kämpfen.« Ich habe den ganzen Weg lang geschrien vor Angst. Sie zerrte mich weiter bis zu ihrer Toreinfahrt, wo die beiden auf ihrer Türschwelle saßen. Ich stand heulend da, und sie sagte: »Also los, nimm dir erst den da vor. Verdrisch ihn! Verdrisch ihn! Sonst versohl ich dir den Arsch.«

Ich machte mir vor Angst fast in die Hosen. Aus Angst vor ihm *und* meiner Mutter. Ich wollte mir nicht noch eine weitere Abreibung einfangen. Ich heulte vor Angst und Wut und Scham über die Erniedrigung, die ich zuvor erfahren hatte, aber ich hatte

keine Wahl. Die Alternative war, mich entweder zu prügeln oder mir den Zorn meiner Mutter zuzuziehen, und so stürmte ich auf David, den älteren der beiden Brüder, los und drosch mit schwächlichen Schwingern auf seinen Kopf ein, bis er damit gegen die Tür schlug. Er leistete keine große Gegenwehr, sondern stand nur da und steckte meine Schläge ein, ohne zurückzuschlagen. Sein kleiner Bruder Charles stand schweigend daneben und schaute sich das Geschehen voller Entsetzen mit an – die Augen weit aufgerissen und das Gesicht erstarrt aus Furcht vor dem bevorstehenden Gewaltausbruch, während meine Mutter auf der Treppe zu ihrer Wohnung Wache hielt. Es gab für keinen von uns ein Entrinnen.

Es war alles andere als ein fairer Kampf. Die Anwesenheit meiner Mutter hatte zur Folge, dass David sich kaum wehrte. Dann war Charles an der Reihe, sich ein paar Backpfeifen einzuhandeln, damit die verletzte Familienehre wiederhergestellt war. Als beide nur noch ein heulendes Häufchen Elend waren, war meine Mutter zufrieden und schleifte mich die Straße entlang zurück zu unserer Wohnung. Es war eine traumatisierende Erfahrung für mich, und vermutlich auch für die beiden. Aber sie haben mir nie wieder Ärger gemacht.

Ich war allerdings nie ein großer Kämpfer, im physischen Sinne. Wenn es um körperliche Auseinandersetzungen geht, bin ich ein Feigling und renne lieber weg, als mich zu prügeln ... das ist eher was für Trottel und Schwachköpfe. Ich bin eine halbe Portion, Muskeln Fehlanzeige. Und ich bin, wie es so schön heißt, ein »Lover und kein Fighter«. Stattdessen habe ich gelernt, mich mit Worten zu wehren, mit Ideen und Humor, nicht mit Fäusten und Stiefeln. Und doch habe ich von meiner Mutter an diesem Tag etwas sehr Wichtiges gelernt: für mich selbst einzutreten und keine Angst vor Konfrontation zu haben. Eine überaus nützliche Lektion, wie ich in den nächsten Jahren immer wieder feststellen konnte. Danke, Mama.

Ich erinnere mich, wie meine Mutter mich an meinem ersten Schultag in der Grundschule zurückließ. Mit einem Mal war ich auf einem Spielplatz und in einem Klassenzimmer, und um mich herum waren lauter Fremde. Ich war ganz konfus, und was mich am meisten verwirrte, war, dass keiner meiner Freunde aus der Palermo Street dabei war. Als ich an diesem Tag nach Hause kam, fragte ich meinen Vater, warum Alex, David und Charles nicht auch in der Schule waren. Mein Vater erklärte mir, dass sie auf eine andere Schule gingen; ich ging auf eine protestantische Schule (an der aber auch Sikhs, Muslime und Juden zugelassen waren), während die Brüder Breslin und Donnelly auf eine katholische Schule gingen. Das war meine erste Erfahrung mit dem Gift des schottischen Sektierertums. Es war bitter. Ich fragte ihn: »Warum ist das so?« Ich spürte instinktiv, dass etwas daran falsch war. Und er sagte: »Ja, es ist falsch.« Und weil er merkte, dass mich die Angelegenheit ziemlich aufwühlte, erklärte er mir mit einfachen Worten, die selbst ich als fünfjähriges Kind verstehen konnte, warum die Situation in der Tat bescheuert und ungerecht war.

Bis zu diesem Tag hatte ich keine Ahnung, was Religion überhaupt war. Meine Eltern waren beide Sozialisten, und auch wenn ich später herausfand, dass alle meine Großeltern, Onkel und Tanten mütterlicherseits in den Dreißigerjahren Mitglieder der Grand Orange Lodge of Scotland – einer Organisation zur Förderung des Protestantismus, des Unionismus und der Loyalität zur britischen Krone – gewesen waren, spielte Religion bei uns zu Hause keine Rolle. Meine Mutter hatte in jüngeren Jahren zwar ebenfalls der Grand Orange Lodge angehört, war aber ausgetreten, als sie meinen Vater kennenlernte.

Wenn ich jetzt darüber nachdenke, finde ich das Ganze schon komisch: Im Wohnzimmer von Alex Donnelly hing ein gerahmtes Bild von Papst Paul VI. an der Wand über dem Kamin. Wenn ich andere Kinder besuchte, hingen dort meistens Bilder von Queen

Elizabeth II. Bei uns zu Hause gab es Che Guevara und die Black Panthers. Dem heiligen Strohsack sei Dank.

Nach diesem ersten Schultag bin ich allein zur Schule gegangen. Ich ging zu Fuß hin und zurück, sogar im Winter, wenn es auf dem Hinweg noch dunkel war und auf dem Nachhauseweg schon wieder. Wenn es schneite, war der Kontrast zwischen dem Teppich aus reinem, weißem, unberührtem Neuschnee und den saten, dunklen Samttönen des blauschwarzen, tief hängenden schottischen Himmels einfach wunderschön. Ich erinnere mich daran, wie aufgeregt ich immer war. Die Schule lag nur ein paar Straßen entfernt, und der Fußmarsch dauerte gerade eine Viertelstunde, aber für einen Fünfjährigen war es ein aufregendes Abenteuer im Schnee.

Am Ende unserer Straße lag eine riesige verlassene Fabrik, die Cowlairs Works. Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts wurde ein Viertel aller Dampflokomotiven der Welt in Springburn hergestellt. Während der Zeit des Empire boomte die Eisenbahnindustrie, und die Fabriken und Werkstätten boten den Menschen der Umgebung wertvolle Arbeitsplätze. Bei meinem Eintreffen befand sich die Gegend bereits in der ersten Phase des postindustriellen Niedergangs. Die Fabrikmauern verliefen entlang der Gleise, die vom Bahnhof Springburn abzweigten und auf denen wir unsere kindlichen Mutproben veranstalteten: Wir stellten uns auf eine Schwelle zwischen den Schienen und warteten darauf, dass der Zug kam. Der Erste, der absprang, verlor, wer zuletzt sprang, gewann. Ich habe immer gewonnen. Ich fand es toll.

Das Springburn Engineering College befand sich in der Flemington Street, neben einer Whisky-Abfüllfabrik und einem Industriegebäude, das kurz zuvor abgerissen worden war. Es sah aus wie nach einem Bombenangriff, genau wie die Fotos, die man jetzt von den Gebäuden in Aleppo in Syrien sieht, nachdem die Jungs von Assad und Putin ihr mörderisches Höllenfeuer abgeworfen

haben. Riesige Betonplatten, die in seltsamen Winkeln aus dem Boden ragten, fast so als wäre eine Autobahnüberführung zur Hauptverkehrszeit zusammengebrochen. Aus den Platten ragten verrostete rote Metallstangen heraus, die als Verstärkung in die Fußböden und Decken der Fabriketagen, in denen die Menschen einst gearbeitet hatten, eingezogen waren. Wie Speere steckten sie in verdrehter Agonie in den eingestürzten Betonplatten, als wären es die Reste einer Armee von Kriegern, die vor Urzeiten in einer Schlacht vergeblich versucht hatte, die Stellung zu halten.

Das waren die Orte, an denen wir früher gespielt haben. Es war gefährlich und aufregend zugleich, und nie waren Erwachsene dabei, nur man selbst und seine Fantasie. Es erinnerte an den Charlton-Heston-Film *Der Omega-Mann*, eine Science-Fiction-Geschichte, die in einer Zukunft spielt, in der Charlton einer der wenigen Überlebenden in einer vom Atomkrieg zerstörten Stadt ist. Er verbringt den gesamten Film damit, sein Leben gegen Legionen von tollwütigen, zombieartigen, bombengeschädigten Überlebenden auf den Straßen zu verteidigen. Ein dystopischer Klassiker, der einem kleinen Kind richtig Spaß macht.

Einmal spielte ich an einem Sommertag allein in der zerstörten Fabrik. Mein Vater hatte Nachtschicht, also schlief er, meine Mutter war auf der Arbeit. Ich stellte mir vor, ich sei Clint Eastwood in *Agenten sterben einsam* oder so etwas. Und dann rutschte ich aus und blieb mit meinem rechten Bein in einem Spalt zwischen zwei riesigen, geborstenen Betonplatten stecken. Als ich versuchte, mein Bein herauszuziehen, schnitt ich mir an einem der rostigen Metallspieße, die aus dem Beton kamen, den Oberschenkel auf, und eine tiefe Wunde klaffte in meinem Bein. Ich dachte, ich sterbe. Ich hatte noch nie in echt so viel Blut gesehen (nur in Kriegsfilmern) oder solche brennenden Schmerzen gespürt. Die Unversehrtheit meines Körpers war zum ersten Mal verletzt worden, und ich hatte keinen Schimmer, wie ich mit dem Schock umgehen sollte.

Ich schaffte es, mein Bein herauszuziehen und den ganzen Weg nach Hause zu humpeln, obwohl mein Bein stark blutete. Die ganze Zeit dachte ich, ich sterbe. Ich schaffte es, meinen Vater zu wecken, indem ich an die Tür hämmerte. Er brachte mich ins Krankenhaus, wo ich mit dreizehn Stichen genäht wurde. Der Arzt war ein ruhiger und gut aussehender Mann, er schaute aus wie Sidney Poitier. Er konnte sehen, dass ich unter Schock stand, also beruhigte er mich und nähte mich gut zu, und das war's. Dreizehn Stiche sind in diesem Alter eine große Sache. Deine Beine sind winzig, sodass die Stiche enorm aussehen. Es gibt eine psychische Narbe von dem Trauma und eine Narbe auf der Haut. Beide sind für die Ewigkeit. Ein paar Wochen später gingen wir wieder hin, um die Fäden ziehen zu lassen, doch diesmal war ein anderer Arzt da. Ich weiß noch, wie ich sagte: »Ich will den schwarzen Arzt! Ich will den schwarzen Arzt! Den mag ich!«

Kurze Zeit später hatte ich einen weiteren Unfall. Ich fiel in der Whisky-Abfüllanlage von einem Stapel Paletten herunter. Ich war über den Zaun geklettert, der das Gelände umschloss, und dann auf diese ausgedienten Paletten, die etwa sieben Meter hoch gestapelt waren. Ich sprang zwischen den Stapeln hin und her und dachte, ich wäre Steve McQueen in *Gesprengte Ketten*. Ich stürzte und musste an der linken Seite meines Kopfes mit fünf Stichen genäht werden.

Als ich acht oder neun war, wurde ich in der Flemington Street von einem Auto angefahren. Ein Mädchen aus meiner Klasse hat mich wegen irgendetwas gehänselt. Ich wurde wütend, und sie fing an, mich auszulachen, also jagte ich ihr hinterher, vorbei an dem Schülerlotsen, der den Verkehr auf der belebten Straße regelte, und als sie den Bürgersteig auf der anderen Seite erreichte, wurde ich von einem weißen Mini Cooper angefahren, durch die Luft geschleudert und verlor das Bewusstsein. Als ich aufwachte, kam ich mir vor wie in einem Film. Ich war umringt von Sanitätern und einer Gruppe neugieriger Schulkinder (und dem Schüler-

lotsen) sowie dem besorgten Studenten der technischen Hochschule, der den Mini gefahren hatte. Ein Krankenwagen brachte mich zum Stobhill Hospital. Ich hatte einen großen Bluterguss am Bein und eine Gehirnerschütterung von dem Aufprall auf der Straße. Es hätte schlimmer sein können. Ich hatte großes Glück. Gleichzeitig war es ein Vorzeichen. Ich sollte herausfinden, dass Mädchen hinterherzujagen eine gefährliche und lebensverändernde Angelegenheit sein kann.

Eine eintönige Umgebung birgt die Gefahr der Langeweile, und dort, wo ich aufwuchs, gab es nicht viel Abwechslung. Wir hatten keine Fußballplätze, und die einzigen Spielplätze mit Schaukeln und Karussells befanden sich oben im Springburn Park, der zu weit entfernt war, um allein dorthin zu gehen. Meistens spielten wir nach der Schule auf der Straße oder im Hyde Park und benutzten Mäntel als Pfosten. Ich brach in die abbruchreife Lokomotivenfabrik in der Ayr Street ein, kletterte an den Rohren an der Wand hinauf und kroch an den Trägern hoch oben unter dem Glasdach entlang. Die Träger verliefen etwa zehn bis fünfzehn Meter über dem Betonboden. Wenn ich gestürzt wäre, hätte mir niemand helfen können, weil ich immer allein unterwegs war und nie jemandem sagte, wohin ich ging. Meine Mutter hat nie gefragt, und ich wusste es selbst nicht. Ich ging am Nachmittag einfach los und streunte ziellos durch die Gegend. Man wusste nie, wen man auf der Straße treffen würde. Jeder Tag war anders. Als Kinder haben wir kein wirkliches Zeitgefühl; wir leben ständig im Augenblick. Diese Kraft des *Jetzt* war etwas, das ich später im Leben suchen sollte. In meiner Fantasiewelt fühlte ich mich wohl. Ich stellte mir vor, dass ich die Hauptrolle in einem Abenteuerfilm spielte. Wenn ich in diese Fabrik einbrach, war ich ein Spähtrupp auf einer gefährlichen Mission in feindlichem Gebiet. Es gab mir ein Gefühl von Freiheit.

Das Leben war wunderbar. Die Straßen von Springburn waren

golden. Sie gehörten uns. Ich sah nie die Risse im Betonpflaster. Sie waren die offene Prärie, auf der Cowboys und Indianer und die US-Kavallerie ritten und kämpften, oder die Rennstrecke von Le Mans. Ich hatte im Kino den Trailer zum gleichnamigen Steve-McQueen-Film gesehen, und wenn ich mit meinem Chopper-Fahrrad herumfuhr, stellte ich mir vor, ich wäre Steve. (Mein Chopper war nicht von Raleigh, sondern eine billige Kopie mit einem metallicblauen, glitzernden Plastiksitz, so wie die wunderschönen Teddy-Boy-Jacken aus Lurex, die der Kings-Road-Designer Kenny McDonald Jahre später für PiL entwerfen sollte.) Ich fuhr mit vollem Tempo bis zum Anfang der Palermo Street, bog um die Ecke in die Springburn Road, dann die Vulcan Street hinunter und über die Ayr Street zurück zur Palermo Street, wobei ich mir vorstellte, ich wäre Steve McQueen in Monaco in seinem Rennwagen.

Gegen Ende der Sechzigerjahre verschwanden allmählich alle meine Freunde aus der Gegend. Es war der Beginn des berühmten Slum-Sanierungsprogramms in Springburn. Ich war viel zu jung, um das zu begreifen. Alles, was ich wusste, war, dass man eines Tages auf der Straße stand und seine Freunde waren weg – spurlos verschwunden. Da es auf der Straße keine Kinder mehr gab, mit denen man sich unterhalten oder spielen konnte, zog ich mich in meinen Kopf zurück und blieb dort. Es war eine wohlige Umgebung, in der ich mich sicher fühlte. Ich stellte mir allerhand Mutproben, wie beispielsweise von den Mauern im Hinterhof auf andere angrenzende Mauern oder Wälle zu springen. Diese waren ungefähr dreieinhalb Meter hoch. Einmal kletterte ich auf das Gerüst der Technischen Universität und versuchte, wie Tarzan zwischen den Metallstangen hin und her zu schwingen, die sich etwa zwei Meter über dem Boden befanden und einen Abstand von nicht ganz zwei Metern hatten. Ich stürzte und schlug ein paar Mal mit dem Kopf auf den Betonboden, aber ich war fest

entschlossen, mir selbst zu beweisen, dass ich es schaffen konnte, und so machte ich weiter, vollgepumpt mit Adrenalin, bis ich die gegenüberliegende Stange erfolgreich erwischte.

Häufig spielten wir das Spiel »Heldentod«, bei dem ein Kind oben auf der Mauer eines Mülltonnenschuppens stand und unten ein anderes, das fragte: »Wie willst du sterben?« Der Junge auf der Mauer antwortete, mit einer Handgranate, einer Bombe, einem Messer oder einem Maschinengewehr, der andere tat dann so, als würde er ein Messer werfen oder ein Gewehr abfeuern, und der Junge musste so tun, als wäre er von einer Kugel getroffen oder in die Luft gesprengt worden, und dann von der Mauer oder dem Schuppen auf eine alte Matratze fallen, die wir auf dem Hof oder auf der Straße gefunden hatten, oder auf ein paar Pappkartons, die wir aus den Mülltonnen gezerrt hatten. Manchmal wurde die Matratze oder die Pappe unter einem weggezogen, wenn man fiel, und man schlug auf dem kalten, harten Boden auf.

Wir spielten auch ein Spiel, das »Erziehungsheim« hieß. Zehn Kinder bekamen jeweils einen Buchstaben, die zusammen ein geheimes Wort ergaben. Sie verteilten sich alle in den umliegenden Straßen, und einer (der »Anstaltsleiter« oder »Kinderfänger«) machte Jagd auf die »entkommenen« Kinder. Jedes Kind, das erwischt wurde, wurde so lange verdroschen, bis es seinen Buchstaben verriet. Danach musste es dem Anstaltsleiter helfen, die anderen zu jagen, bis er genug Buchstaben hatte, um das Geheimwort zu erraten. Ich habe meinen Buchstaben immer sofort verraten. Es hat keinen Sinn, für ein dummes Spiel Prügel einzustecken, dachte ich mir.

Die meisten von uns waren Schlüsselkinder, deren Eltern beide arbeiteten. Ich lernte, wie man an Regenrinnen hochklettert, und schaffte es, in die Fenster von Wohnungen im ersten Stock zu klettern und die Tür zu öffnen. Ein grandioses Gefühl. Ich mochte die Vorstellung, ein Einbrecher zu sein wie Illya Kuryakin, David McCallums Figur in der Fernsehserie *Solo für O.N.C.E.L.*, der in

seinem schwarzen Rollkragen wie eine Katze über die Dächer schleicht und irre cool dabei aussieht.

Ich habe mich oft in Gefahr begeben. Ich fühlte mich immer zur Grenzüberschreitung hingezogen. Als Kind kennt man das Wort Grenzüberschreitung nicht, aber man fühlt den Drang, gefährliche Dinge zu tun. Auf der Suche nach Kicks. Oder billigem Nervenkitzel. Manchmal träumte ich davon, ein Stuntman zu sein. Gab es etwas Cooleres? Man kann mit schnellen Autos über Klippen und Brücken fahren, in Kämpfe verwickelt werden und immer gewinnen! Ich erinnere mich, dass ich mit zwölf Jahren in den Sommerferien von einer Mauer flog und mit dem Kopf voran auf den Betonboden an der Rückseite des Mietshauses aufschlug. Ich brach mir beide Handgelenke. Ich musste am Kopf genäht werden. Ich konnte mir nicht einmal den Arsch abwischen. Der Sommer hatte gerade angefangen, und ich musste die gesamten Ferien mit beiden Handgelenken in Gips verbringen.

Ich weiß auch noch, dass ich Astronaut werden wollte. Ich wurde 1961 geboren, im selben Jahr, als der russische Kosmonaut Juri Gagarin als erster Mensch ins All flog. Diese Tatsache fand ich großartig: Juri und ich, verbunden durch die Geschichte. Meine Mutter schenkte mir ein Album mit vielen Briefmarken, die tatsächlich aus der Sowjetunion stammten und auf denen Juris Porträt mit einer Rakete im Hintergrund in verschiedenen Farben abgebildet war, wie bei Andy Warhol. Später im Leben sollte ich, mithilfe von psychoaktiven Drogen, ein Kosmonaut des inneren Weltraums werden.

Mein Vater nahm mich an den meisten Samstagnachmittagen mit ins Kino – entweder ins Odeon in der Renfield Street oder ins Eglinton Toll in den Gorbals, das die größte Kinoleinwand in Europa hatte. Jahre später spielten wir mit Primal Scream ein Stück weit die Straße hinunter im Bedford Cinema, das heutzutage Carling Academy heißt, und Shane MacGowan sang mit uns »Born

To Lose« von Johnny Thunders & The Heartbreakers. Ich weiß noch, wie mein Vater und Shane sich nach der Show in der Garderobe gegenseitig Witze erzählten.

Neben Filmen wie *Gesprengte Ketten* und *Agenten sterben einsam* nahm mich mein Vater mit in historische Dramen wie *Waterloo* mit Christopher Plummer, *Young Winston* mit Simon Ward und *Cromwell*, einen Film über den englischen Bürgerkrieg mit Richard Harris und Alec Guinness als Charles I. Ich liebte *Die glorreichen Sieben*. Wir alle wollten wie Yul Brynner sein, der Anführer der sieben, ein cooler, eiskalter Revolverheld, der immer einen kühlen Kopf bewahrte und von Kopf bis Fuß in Schwarz gekleidet war. Ich erinnere mich, dass mein Vater mit mir *2001: Odyssee im Weltraum* und *Man nennt mich Shalako*, einen Western mit Sean Connery, Honor Blackman und Brigitte Bardot in den Hauptrollen, anschaute. Eine Szene aus diesem Film hat sich in mein vorpubertäres Gedächtnis eingebrannt: Die Postkutsche, in der Bardot und die anderen reichen weißen Kolonisten sitzen, wird von den Apachen überfallen, die Blackman ersticken, indem sie sie zwingen, eine Handvoll Sand und die Perlenkette, die sie trägt, zu schlucken. Das Bild von Blackman, wie sie rücklings im Wüstensand liegt, ihre Haare, die sie zuvor mit so viel Stolz zu einer Turmfrisur hochgesteckt hatte, sich in ein wirres Knäuel verwandeln und ihre Brüste aus ihrem weißen Bustier hervorquellen, hat sich mir nachhaltig ins Gedächtnis eingebrannt.

In der Gourlay Street, wo sich das Kino befand, gab es einen Laden, der Comics und Spielzeug verkaufte. Ich kaufte dort DC- und Marvel-Comics, mein erster Lesestoff, den ich leidenschaftlich verschlang. Spider-Man, Superman, Batman, der Unglaubliche Hulk, das Ding, die Fantastischen Vier, Thor. Stan Lee war ein Gott. Dieser Mann brachte Glückseligkeit in das Leben unzähliger Kinder wie mir und half uns, uns aus unserem eintönigen Arbeiterklassedasein in andere Welten zu versetzen. Außerdem kaufte ich mir Comics über Lord Carnarvon, den viktorianischen Entde-

cker, der zu den Pyramiden aufbrach und die Gräber der altägyptischen Könige und Königinnen, die Mumien und andere Schätze des alten Ägypten plünderte und Kostbarkeiten aus unterworfenen, nicht-weißen, heidnischen, sogenannten primitiven Zivilisationen zurückbrachte. Die britische Oberschicht und ihr Fußvolk aus der Unterschicht vergewaltigten, plünderten und brandschatzten sich durch jeden Ort auf der Weltkarte, den sie eroberten. Papa sagte, er erinnere sich daran, wie sein Lehrer auf einer Weltkarte auf alle rosa gefärbten Länder zeigte und stolz verkündete: »Seht ihr die kleine Insel hier? (Wobei er mit seinem Stab auf das Vereinigte Königreich zeigte.) Wir herrschen über all diese Länder.«

Das erste Mal, dass mein Vater mich auf der Bühne sah, war in der Calvary-Pfingstkirche am oberen Ende unserer Straße. Meine Mutter brachte mich manchmal dorthin, weil sie in ihrer Jugend die Sonntagsschule besucht hatte und der Ansicht war, dass es nichts schaden konnte. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, erscheint es mir seltsam, denn sie waren beide Atheisten und Sozialisten, aber in der Kirche gab es eine Einrichtung für Kinder namens Band of Hope, eine christliche Wohltätigkeitsorganisation, die in viktorianischer Zeit gegründet worden war, um Arbeiterkinder über Drogen- und Alkoholmissbrauch aufzuklären. Ich schätze, es war eine Art kostenlose Kinderbetreuung. Papa sagte, dass er eines Tages auf der Straße nach mir suchte – es muss später Nachmittag gewesen sein –, und als er herumfragte, sagten ihm die Kinder, dass ich bei der Band of Hope sei. Als Papa hereinkam, sah er mich als Erstes auf der Bühne, wo ich das Kirchenlied »My Cup Runneth Over« sang. Das war mein erster Auftritt. Ich war fünf Jahre alt. In einer Kirche. Bei einem Abstinenzlertreffen. Ich verkündete singend die frohe Botschaft. Oh, welche Ironie! Der Blues hatte mich schon damals am Wickel. Scheiß drauf.

Die Betreuer der Band of Hope waren nett. Sie gaben einem

eine Tasse Tee und einen Keks. Es war ein Ort, an dem wir Kinder abhängen konnten, wenn auf der Straße sonst nichts los war. Und dann war da noch die Springburn Library in der Ayr Street. Als Kind ging ich oft dorthin, weil mein Vater mich zum Lesen ermutigt hatte. Er wollte, dass auch ich die Erfahrung machte, wie sehr Literatur die Fantasie anregen kann. Es gab eine Abteilung für Erwachsene, in der es superordentlich war und die Leute still an Tischen saßen und lasen. Mit den Bibliothekaren war nicht zu spaßen. Ich glaube, ich habe mir dort nur Kinderbücher angesehen. Es war ein weiterer Ort, an den man flüchten konnte, wenn man von der Straße genug hatte.

Gleich um die Ecke der Bibliothek in der Vulcan Street gab es eine Kirche in einem Laden im Erdgeschoss. Ich weiß nicht mehr, zu welcher Konfession sie gehörte. Nebenan befand sich ein Buchmacher, ein kleines Kabuff ohne Beschriftung – ein Buchmacher der Arbeiterklasse, kein helles, modernes Wettbüro mit bunten Leuchtreklamen wie Ladbrokes oder so. Wir sahen immer müde und abgekämpfte alte Männer in der Nähe des dunklen Eingangs, die ihren Lohn oder ihr Arbeitslosengeld auf den verblässenden Traum vom großen Gewinn beim Pferderennen verwetteten. Es war ein abgekartetes Spiel, das wussten sie alle, aber das hielt sie nicht davon ab, jeden zweiten Tag wiederzukommen und es erneut zu versuchen. Sucht. Zwang. Langeweile. Die Kirche nebenan hatte eine Hammondorgel, mit massig Registern und allem, was man braucht, um den Klang zu verändern. Eine nette Dame mittleren Alters spielte sie. Ich liebte den Klang, den sie aus der Orgel herausholte. Er hatte etwas Beruhigendes an sich. Manchmal gingen wir in den Schulferien hinein und hörten den Leuten zu, wie sie ihre Kirchenlieder sangen. Das hat mir immer gefallen, und ich hatte immer Respekt vor dem Glauben anderer Menschen. Ich erinnere mich, dass ich es faszinierend fand – all diese Menschen, die sich nicht kannten und doch gemeinsam Kirchenlieder sangen. Sie standen zusammen in einem gemeinsamen

Glauben an etwas, das größer und mächtiger war als sie selbst, einem Glauben an einen Gott. Meine Familie ging nie in die Kirche, aber in nicht allzu ferner Zukunft würde auch ich Gesänge anstimmen, wenn auch nicht als Gläubiger.

Als ich neun oder zehn Jahre alt war, musste ich schließlich wirklich in die Kirche gehen, weil meine Schule keine Fußballmannschaft hatte und ich unbedingt spielen wollte. Ich trat in die Gemeindejugend ein, nur um in der dortigen Mannschaft mitzuspielen. So musste ich jeden Sonntag in die Kirche gehen, zum Bibelunterricht. Ich musste das Neue Testament lernen – eine Kinderversion des Neuen Testaments – und einen Test bestehen. Darin war ich wirklich gut. Aber alles nur, um in die Fußballmannschaft zu kommen. Mein Vater war damit einverstanden, obwohl er Marxist war.

Meine Eltern waren Mitglieder der Sozialistischen Internationale, auch SI genannt. Sie trafen sich in einem Saal nicht weit von unserer Wohnung in Springburn. Ich selbst war schon, kaum dass ich geboren war, auf Demonstrationen mit dabei. Es gibt ein Foto von mir als Baby in Papas Armen auf einer Demo zum Tag der Arbeit im Queens Park 1962. Meine Mutter machte das Banner für die Springburn Young Socialists (YS), das sie auf die Demonstrationen mitnahmen. Es war rot mit einem weißen Schriftzug. Meine Mutter und eine Freundin fertigten das Transparent auf ihrer Nähmaschine in unserer Einzimmerwohnung in der Palermo Street.

Ebenfalls auf dem Foto von meinem Vater mit mir als Baby bei der Demo war ein Teenager namens Stuart Christie, auch er ein Mitglied der Jungsozialisten in Springburn. Er hatte meinen Vater gehört, wie er an einer Straßenecke eine Rede hielt. Mein Vater hatte ihm von den wöchentlichen Treffen der Jungsozialisten erzählt und ihn eingeladen mitzumachen. Stuart verließ die YS nach einer Weile, weil sie ihm nicht revolutionär genug waren. Er glaubte, dass eine wirkliche revolutionäre Veränderung der

Gesellschaft nur durch direkte Aktionen und nicht durch parlamentarische Politik herbeigeführt werden konnte. Im Juli 1964 wurde Stuart in Madrid verhaftet, weil er im Besitz von Sprengstoff war und die Absicht hatte, den faschistischen Diktator General Franco in die Luft zu jagen. Stuart drohte die Todesstrafe, aber er wurde schließlich zu zwanzig Jahren Gefängnis verurteilt. Mein Vater und andere YS-Freunde protestierten vor dem spanischen Konsulat in Glasgow für die Freilassung Stuarts. Er wurde nach drei Jahren in Francos Gefängnissen entlassen, wo er in der Zwischenzeit Kontakt zu spanischen Anarchisten aufgenommen hatte. Meine Eltern blieben mit ihm in Kontakt, bis er 2019 starb.

Mein Vater hat immer gesagt: »Du musst lesen, du musst lesen.« Wie schon erwähnt, war er aufgrund seiner Lebensumstände nie wirklich zur Schule gegangen. Er war ein verwildertes Straßenkind und lebte im Stadtteil Kingston, gleich neben den Gorbals, in der Nähe der Werften, die während des Krieges von den Deutschen bombardiert worden waren. Glasgow und Clydebank wurden von der Luftwaffe schwer beschossen.

Wann immer mein Vater zur Schule ging, war es eine unangenehme Erfahrung. Schikanen und Demütigungen seitens der Lehrer waren an der Tagesordnung, denn er kam in Lumpen zur Schule, ohne Unterhose, mit Löchern im Hosenboden. Der Lehrer ließ ihn aufstehen und führte ihn vor der ganzen Klasse vor, zeigte auf die Löcher in seiner Hose, ließ ihn dann in der Ecke mit dem Gesicht zur Wand stehen und ermunterte die Klasse, ihn auszulachen. Ein Kind aus armen Verhältnissen dem Spott preisgeben – könnt ihr euch vorstellen, wie er sich dabei fühlte? Seine ältere Schwester Rosemary kümmerte sich um ihn und zog ihn auf. Sie hatten keine eigene Unterkunft, sondern wohnten bei anderen Leuten zur Untermiete, wo sie dann auf dem Fußboden von deren Schlafzimmer übernachteten. Als sie sechzehn wurde – sie war ein ganzes Stück älter als er –, bekam sie einen Job in einer anderen Stadt, und von da an war er auf sich allein gestellt und lebte

eine Zeit lang auf der Straße und ging selten zur Schule. Er erzählte mir, dass er, als er aufs Land evakuiert wurde, häufig am Fluss im Wald saß, Beeren pflückte und sich wie Tom Sawyer fühlte. Er liebte *Huckleberry Finn*. Es half ihm, sich aus seiner beschissenen Situation herauszuträumen. Das ist die Macht der Kunst.

Mein Vater hatte nicht viel Bildung genossen, also musste er sich selbst darum kümmern. Er liebte *Die Schatzinsel* und *Robinson Crusoe*. Ich weiß noch, wie ich etwa acht oder neun Jahre alt war und er zu mir sagte: »Was auch immer du vorhast – auf eine Kunstschule gehen, Kunst studieren oder Musiker werden, ich werde dir den Unterricht bezahlen.« Aber in dem Alter hatte ich nicht wirklich eine Ahnung, wovon er sprach. Ich erinnere mich, dass er mich zu einem lokalen Kunstkurs mitnahm, und der war ein bisschen trocken. Ich wollte lieber draußen sein und mit meinen Kumpels spielen, klettern, kämpfen, Fußball spielen.

Mein Vater erzählte mir, dass er als Kind oft ins Kino gegangen ist. Damals liefen immer zwei oder drei Filme – ein oder zwei Vorfilme und dann der Hauptfilm. Diese Filme, die er sich ansah – die Marx Brothers oder Buster Keaton, heutige Hollywood-Klassiker wie *Casablanca* oder *Der Malteser Falke* mit Stars wie Humphrey Bogart und Lauren Bacall, Gangsterfilme mit Jimmy Cagney, Edward G. Robinson und George Raft –, sie alle entführten ihn aus dem quälenden Elend einer Kindheit in Armut in eine andere Welt. Er versuchte, mir diese Erfahrung zu vermitteln, indem er mich jede Woche ins Kino mitnahm. Dafür, dass er mir die Filmkultur nahegebracht hat, bin ich ihm heute noch dankbar. An Fußball hatte er kein gesteigertes Interesse. Er hatte durchaus Spaß daran, aber richtig ernst nahm er ihn nicht. Andere Väter nahmen ihre Kinder mit zu den Spielen von Celtic und den Rangers, aber mein Vater konnte dem nichts abgewinnen.

Eine der schönsten Erinnerungen an meine Kindheit in der Palermo Street war, als mein Vater Johnny Cashs Single »A Boy

Named Sue« nach Hause brachte. Graham und ich rasteten jedes Mal aus, wenn es im Radio lief. Wir fanden die Geschichte des Jungen, dessen Vater ihm einen Mädchennamen gegeben hatte, zum Totlachen. Wenn man ein kleines Kind ist, findet man so etwas lustig. In der heutigen Zeit mit den fließenden Geschlechteridentitäten ist das kein Problem, und das ist auch gut so, aber damals, Mitte der Sechzigerjahre, war das etwas anderes.

Eines Tages kam unser Vater also nach Hause und sagte: »Ich habe eine Überraschung für euch, macht die Augen zu.« Dann legte er die Single mit dem orangefarbenen Label der Plattenfirma CBS (ich sehe sie in ihrer ganzen Pracht noch immer vor meinem geistigen Auge) auf den Plattenteller der Musiktruhe und spielte sie laut ab. Kaum, dass der erste Ton aus den Lautsprechern drang, rasteten Graham und ich total aus. Wir lachten Tränen, während der »Man in Black« die traurige Geschichte eines wütenden Jungen zum Besten gab, der von seinem Vater verlassen worden war, wobei dieser nichtsnutzige Mistkerl ihm vor seinem Abgang noch schnell die Kindheit zur Hölle gemacht hat. Schließlich läuft der Erzähler »dem Drecksack, der mich Sue nannte« über den Weg, und in der letzten Strophe des Liedes stehen sie sich Auge in Auge gegenüber, und es kommt zu einem blutigen Ausbruch von Gewalt innerhalb der Familie. Vorgetragen von Cash mit seinem genialen Talent als Geschichtenerzähler, seinem Sinn für Humor und Pathos, gemischt mit Verletzlichkeit und Härte.

Dann drehte mein Vater die Platte herum und spielte die B-Seite, »San Quentin«, die Graham und ich bald genauso toll fanden wie »A Boy Named Sue«. Es war der erste Rebellensong, den ich jemals bewusst gehört habe. Johnny Cash schlüpft darin in die Rolle eines Insassen der legendären Strafanstalt San Quentin. Cashs Stimme dröhnte aus den Lautsprechern und erfüllte den Raum unseres kleinen Wohnzimmers mit einem tiefen und bedrohlichen Grollen. Wenn Gott eine Stimme hätte, dachte ich, würde sie genau so klingen: ein düsteres Donnergrollen von alttestamentari-

scher Wucht und Klarheit, das uns gebietet, seiner Geschichte zuzuhören. Wir waren wie gebannt von ihm; zwei kleine Kinder, die sich mit ihrem Vater zusammen an Musik erfreuten – das sind Momente, die einen tief prägen.

Graham und ich drehten regelrecht durch, als Johnny sang: »San Quentin, mögest du verrotten und in der Hölle brennen.« Natürlich hatte ich im Alter von acht Jahren kaum eine Ahnung von der Welt, aber ich verstand die Botschaft, die darin bestand, dass Johnny Cash sich auf die Seite der Gefangenen stellte – der unerwünschten und am meisten verachteten Menschen in der Gesellschaft – und gegen die Gefängniswärter Position bezog. Johnny sang im Namen der Unterdrückten der Gesellschaft, der Ausgestoßenen. Später, als Teenager, verstand ich, dass Johnny Cash selbst ein bisschen ein Geächteter war. Seine unverhohlene Empathie und Solidarität mit den Straftätern in San Quentin war keine hohle Showbiz-Geste, sondern echte Identifikation mit Männern aus demselben Milieu wie er. Noch am gleichen Nachmittag bedrängten wir unseren Vater, dass er beide Plattenseiten noch mal auflegte. Graham und ich waren berauscht von der Musik.

Durch meinen Vater lernten wir außerdem die Filme der Marx Brothers kennen und lieben, und es kam häufig vor, dass wir drei samstagsnachmittags – die Gesichter waren nass von Freudenstränen – vom Sofa fielen und uns auf dem Boden kugelten vor Lachen. Oft zitterte ich dabei so stark, dass ich dachte, ich würde vor Lachen sterben, während die anarchischen Umtriebe von Groucho, Chico und Harpo auf unserem kleinen Schwarz-Weiß-Fernsehbildschirm explodierten und unser winziges Apartment in ein Theater schierer Freude und Heiterkeit verwandelten. Filme wie *A Night at the Opera* (*Die Marx Brothers in der Oper*), *A Day at the Races* (*Ein Tag beim Rennen*) und *Horse Feathers* (*Blühender Blödsinn*) nahmen die Absurdität der Welt auf die Schippe und stellten die einvernehmliche Realität auf den Kopf. Shane MacGowan sagte

einmal zu mir, als ich ihn nach seinen politischen Ansichten fragte, dass »die Welt ein einziger großer Marx-Brothers-Film ist«. Damit lag Shane vermutlich richtig. Wenn die ganze Welt ein großes Irrenhaus ist und wir die Insassen, aber die meisten von uns nicht erkennen, dass wir nur Nebendarsteller in einem Film sind, den irgendjemand anderes zu unserem Schaden und zu seinem Vorteil inszeniert, dann braucht es ein Genie wie Karl oder Groucho Marx, um auf den großen Schwindel hinzuweisen, der uns alle für dumm verkaufen will. In unserem Haus war Groucho genauso wichtig wie Karl. Was soll eine Revolution, die ohne Spaß und Tanz abgeht?

In den frühen Siebzigerjahren hatten wir plötzlich dieses Auto, einen dunkelgrünen Vauxhall Viva, der wunderschön war. Er hatte auch einen Kassettenrekorder, und Dad spielte Simon & Garfunkels *Bridge Over Troubled Water* und Glen Campbells »Where's The Playground Susie«. In diesem Auto hörte ich zum ersten Mal die Rolling Stones. Er hatte auch eine Kassette von Charley Pride, einem schwarzen Country-Sänger, und ich erinnere mich, dass ich als Kind »Streets Of Baltimore« hörte. Als ich älter wurde, gab es von Gram Parsons eine andere Version, die ich noch heute liebe. Es ist ein wunderschöner Song. Ich habe in diesem Auto viel Musik gehört. Ich fand es geradezu glamourös. Später, als wir nach Mount Florida zogen, hatte mein Vater einen Ford Capri, in der gleichen Farbe wie das Trikot von Man City, Himmelblau. Das war auch glamourös. Ich glaube, es war die britische Version der amerikanischen Muscle-Cars.

Meine Eltern kannten eine Menge Musiker. Sie veranstalteten oft Partys, bei denen es nicht selten sehr laut zuing, und natürlich konnten wir sie im Zimmer nebenan hören. Ich erinnere mich, dass die Partys manchmal mit einem Streit und einer großen Szene endeten. Einmal kam eine betrunkene Frau in unser Schlafzimmer, machte das Licht an und setzte sich auf die Kante

meines Bettes, um mit mir zu reden. Sie war freundlich und nett.

Zu diesem Zeitpunkt gab es häufig Streit zwischen meinen Eltern. Wirklich schlimme Streitereien. Es wurde schlimmer, als mein Vater seinen Job bei der Gewerkschaft bekam. Ich war damals sieben oder acht Jahre alt. Davor war er kein großer Trinker, aber als er Gewerkschaftsfunktionär wurde, nicht mehr in der Fabrik arbeitete und in der Gewerkschaft aufstieg, begann er zu trinken. Schließlich wurde er Generalsekretär der Society of Graphical and Allied Trades, kurz SOGAT, für Westschottland. Das war eine sehr mächtige Gewerkschaft im Land, vor allem in der Fleet Street zu jener Zeit. Mit dem besseren Job kam auch mehr Druck. Sie konnten nicht um fünf Uhr Feierabend machen, wenn er Sitzungen hatte. Er widmete sein Leben dem Kampf der Arbeiterbewegung und opferte viel Zeit, die er seiner Familie hätte widmen können. Für ihn war es nicht nur ein Job, es war eine Berufung, eine Sache, ein Kampf. Er war ein sehr angesehener Mann in der Labour-Bewegung. In den Sechzigerjahren, als wir in der Palermo Street wohnten, kamen Leute wie Paul Foot, der Journalist des *Daily Mirror* und Gründer von *Private Eye*, zu uns und übernachteten bei uns. Er half uns sogar mit einem Darlehen, um die Einzimmerwohnung mit Küche zu kaufen, wie meine Mutter erzählt. Papa kannte Arthur Scargill, den Führer der National Union of Mineworkers (NUM). Mick McGahey, der kommunistische Führer der schottischen Bergarbeiter, war ebenfalls ein enger Freund. Er kannte den zukünftigen Kanzler und Premierminister Gordon Brown; beide waren Genossen in der schottischen Labour-Bewegung vor New Labour. Er kannte damals eine Menge Leute. Der Sozialismus hat ihn geprägt; er gab ihm eine Identität und einen Sinn für sein Leben, Stärke und Stolz, ein Gefühl des Selbstwertes. Er glaubte wirklich daran, denn er war in echter Armut aufgewachsen. Als ich alt genug war, um über solche Dinge zu sprechen, sagte er mir, dass er deshalb Sozialist sei, weil er nicht wolle,

dass andere das Gleiche durchmachen müssten wie er als Kind. Ich hielt das für eine sehr noble Sache.

Als Kind habe ich meinen Vater verehrt. Bevor ich zehn Jahre alt war, wusste ich nicht wirklich, wie wichtig seine Arbeit war. Ich erinnere mich, dass er die Nachtschicht hatte, dann die Tagsschicht, und plötzlich trug er Anzüge, und ich fand, er sah toll aus. Er trug bunte Anzüge von der Stange, wahrscheinlich von der Schneiderei Burton, und immer ein weißes Hemd mit einer breiten, gestreiften Kipper-Krawatte. Er war auffällig. Wenn man Männer in Geschäftsanzügen sieht, wählen sie immer langweilige, eintönige Farben – dunkle Grautöne oder Schwarz –, aber Dad war Rock'n'Roll. Er sagte mir, wenn er mit einem Arbeitgeber verhandelte, vertrat er die Arbeiterklasse, und es war wichtig, dass er besser aussah als der Klassenfeind. Er hatte ein Büro in der Hope Street, gegenüber dem Hauptbahnhof von Glasgow. Ich erinnere mich, dass ich dieses Büro ein paar Mal besucht habe. Es kam mir sehr wichtig vor. In der Hope Street gab es einige schöne Gebäude aus der Viktorianischen Zeit, mitten im Zentrum von Glasgow. Im Station Hotel übernachtete Dylan auf seiner Tournee 1966.

Zu meinen lebhaftesten Erinnerungen an die Wohnung in der Palermo Street 37 gehören die vielen nächtlichen Streitereien zwischen meiner Mutter und meinem Vater. Er kam gegen Mitternacht betrunken nach Hause, weckte sie und sagte ihr, sie solle für ihn Essen kochen. Sie musste für ihn kochen, weil er nicht zum Tee nach Hause gekommen war, weil er den ganzen Tag bei der Arbeit war und mit leerem Magen getrunken hatte. Dadurch wurden wir natürlich alle wach, da wir uns alle ein Zimmer teilten. Als ich ihn später über diese Dinge befragte, erzählte er mir, dass er am Ende des Tages so gestresst und voller Adrenalin war, dass er nicht einfach nach Hause gehen wollte. Ich kenne dieses Gefühl von der Arbeit mit der Band, die Intensität des Schreibens und der Aufnahmen im Studio. Er ging in den Gewerkschaftsclub oder den kommunistischen Club – beide befanden sich in derselben

Straße neben der Hängebrücke gegenüber dem Musikpavillon am Ufer des Clyde – und entspannte sich, indem er etwas trank und mit Freunden aus der Bewegung sprach. Wenn er nach Hause kam, hörten wir, wie im Wohnzimmer mit Sachen um sich geworfen wurde, wie es knallte und geschrien wurde. Mutter drohte damit, uns zu verlassen, und verlangte, dass mein Bruder und ich uns entscheiden sollten, ob wir bei unserem Vater bleiben oder mit ihr gehen wollten. Unser Vater sagte dann immer, dass sie uns nicht wie menschliche Tennisbälle behandeln sollte, die über ein metaphorisches Netz zwischen zwei gegnerischen Seiten, die um unsere Loyalität kämpfen, hin- und hergeschlagen werden. Das ist keine Entscheidung, die man sechs- und neunjährigen weinenden Kindern um Mitternacht oder zu irgendeiner Tageszeit zumuten kann.

Graham und ich waren hin- und hergerissen. Wir wollten nicht mit Mama von zu Hause weggehen, wir wollten, dass sie bei uns und Papa bleibt. Wir liebten unsere Eltern und hassten den Gedanken, dass unsere Familieneinheit auseinanderbrechen könnte, das Fundament, das uns unsere Identität und Stärke gab. Selbst zu dieser Zeit glaubte ich fest an die Familie. Sie ist alles, was man kennt, und wenn sie bedroht ist, zerbricht alles, woran man glaubt. Es ist, als ob dein Glaube angegriffen wird und du zusammenbrichst. Es wiegt schwer, das Gefühl der familiären und emotionalen Sicherheit bei jemandem infrage zu stellen, der noch so jung ist. Man erholt sich nie wirklich davon und trägt diese emotionale Erschütterung ein Leben lang mit sich herum. Es beeinflusst die Entscheidungen, die man trifft, und jede einzelne Beziehung, die man jemals hat.

Ich hasste jede Sekunde dieser miternächtlichen Auseinandersetzungen, und ich lernte schnell, mich in solchen Situationen von der Realität abzukoppeln; ein Therapeut sagte mir später, dass meine Atemzüge so kurz waren, als würde ich nicht atmen, als wäre ich bereits tot. Das kommt daher, dass ich nicht wahrgenommen

werden wollte, um nicht in die Schusslinie zu geraten. In vielen Menschen, die nach außen hin sehr nett, angenehm und gut erzogen wirken, schlummern giftige Quellen von Wut und Groll, die sich aber nur den engsten Familienmitgliedern und denen, die sie lieben, offenbaren. Menschen können viele Masken tragen. Sogar die eigenen Eltern.

Obwohl die Ehe meiner Eltern turbulent war, war mein Vater grundlegend eher ein sehr entspannter Charakter. Er war nie gewalttätig, und seine Art, uns zu disziplinieren, war, uns Hausarrest zu erteilen. Das war eine viel effektivere Form der Bestrafung – aus dem Fenster zu schauen und die anderen Kinder an einem warmen Sommertag auf der Straße spielen zu sehen, war eine Tortur. Meine Mutter war eher jähzornig und neigte zu emotionalen Ausbrüchen. Sie waren zutiefst unglücklich in ihrer Ehe, aber sie gaben ihr Bestes für uns.

Schon in jungen Jahren begann ich, die Welt und andere Menschen zu hinterfragen. Ich vermute, dass mir das ein Gefühl der emotionalen Distanz gab, einen Mangel an Vertrauen in zukünftige Freundschaften und Beziehungen; man versucht, nach außen hin freundlich und offen zu wirken, um dadurch zu verbergen, wie unsicher man sich eigentlich fühlt. Der Preis, den man dafür zahlt, ist die Angst vor Bindungen und die damit einhergehende Einsamkeit. Ich war im Stillen wütend, das war ich schon immer. Ich spüre diese Wut noch heute, aber ich arbeite daran. Man muss diesen Giftbrunnen, den wir in uns tragen, erkennen und die Gründe dafür herausfinden, warum wir immer bereit sind, wie eine Kobra aufzuspringen und zu jeder Zeit, an jedem Ort jeden zu beißen. Wenn man sich nicht damit auseinandersetzt, wird man immer wieder dieselben verhängnisvollen Fehler machen. Man muss sich seinen Dämonen stellen – den schmerzhaften Kindheitserinnerungen, die wir in uns verbuddelt haben und die manche von uns mit Sex, Drogen, Alkohol, Glücksspiel, all den üblichen Krücken und Ablenkungen zu übertönen versu-

chen. Es wird sehr schmerzhaft sein, über diese Kindheitserlebnisse zu sprechen, denn niemand möchte, dass jemand anderes seine tiefsten, dunkelsten und beschämendsten Geheimnisse erfährt. Aber wenn diese Probleme nicht angesprochen werden, können sie nie überwunden werden, und man wird nie mit sich selbst oder anderen in Frieden leben. Eines Tages muss man sich dieser Scheiße stellen und sie besiegen. Glaubt mir.

Wut zu Hause, Wut auf der Straße, Wut im Klassenzimmer, Wut auf der Fußballtribüne, Wut in der Arbeit, Wut in Teenager-Discos, Wut, Wut, Wut. Wut in mir. Wut ist eine Energie, wie John Lydon sagt.

Ich glaube, meine Mutter wollte mehr vom Leben, als Hausfrau zu sein – vielleicht kreativ sein und Dinge herstellen. Ich erinnere mich, dass sie in den Sechzigerjahren einen indischen Sari trug, um in den Sikh-Tempel zu gehen. Sie war künstlerisch veranlagt. Sie war diejenige, die das Haus dekorierte, die Wände abzog, sie strich, neue Tapeten anbrachte, und das tat sie in jedem Haus, in dem wir lebten. Sie nähte an der Nähmaschine Kleidung für mich und für sich selbst. Sie hat mir ein Spider-Man-Kostüm genäht, einen Ganzkörperanzug mit einer Maske, weil sie es irgendwie geschafft hat, diesen roten Stoff mit Netzmuster zu finden. Außerdem hat sie mir ein tolles Captain-Scarlet-Kostüm genäht, bei dem sie die Knebel eines Dufflecoats als Schulterklappen verwendete. Ich fand es toll. Sie war kreativ. In meinen Teenagerjahren, als ich versuchte, die emotionalen Spannungen in meiner Familie zu verstehen, wurde mir klar, dass sie über ihre Lebenssituation und ihre Ehe zutiefst frustriert war. Vielleicht haben sie aufgehört zu lieben. Vielleicht geschah das schon früh, vielleicht war es aber auch der Existenzdruck und die Verantwortung für eine junge Familie.

Vor meinem zehnten Lebensjahr konnte meine Mutter manchmal hart zu mir sein. Aber ihre Familiengeschichte ist kompliziert.

Ihre Mutter hatte vier Kinder. Eines davon starb im Säuglingsalter; die ältere Schwester Jessie starb an Tuberkulose, als sie zwanzig oder einundzwanzig war, und kurz darauf verließ ihr Vater ihre Mutter, kam jedoch nach einer Weile wieder zurück. Meine Mutter war eine Folge der Rückkehr des Vaters. Sie war ihr ganzes Leben lang in den Augen ihrer Mutter nie gut genug, nicht so gut wie ihre große Schwester Jessie; diese Schwester, die sie vermutlich nie gekannt hat. Nach allem, was man hört, war sie ein schönes Mädchen, sehr hübsch, und der Liebling meiner Großmutter. Meine Mutter hingegen wurde hart erzogen, wie es in der Arbeiterklasse Glasgows üblich war.

Ich wusste, dass meine Mutter nicht glücklich war und dass etwas zwischen meiner Mutter und meinem Vater nicht stimmte. Die Streitereien setzten sich fort, von Springburn, wo ich ein Kind war, bis zu der Zeit als Teenager in Mount Florida. Es wurde immer schlimmer. Als ich ein Teenager war, begann ich darüber nachzudenken, wie sehr sich mein Vater dem Kampf für die Rechte der Arbeiterklasse verschrieben hatte. Er hatte sein Leben der Sache der Labour Party gewidmet und die Ungleichheit bekämpft, und das ist verdammt großartig. Ich war stolz auf ihn. Aber was war mit den Frauen? Er kämpfte draußen für die Sache, und meine Mutter war zu Hause, frustriert von ihren häuslichen Pflichten. Wo stehen die Frauen bei der Revolution? Ich hatte Paines *Rights of Man* in seinem Bücherregal gesehen. Ich fragte mich: Was ist mit den Rechten der Frauen?

Es hört sich an, als würde ich ihn entschuldigen, aber es waren die Siebzigerjahre, und der Feminismus hatte noch keinen großen Einfluss auf die Arbeiterbewegung. Mein Vater wurde in den Dreißigerjahren geboren, wie die meisten seiner Genossen, und sie waren alle in einem Umfeld aufgewachsen, in dem die Männer arbeiten gingen und die Frauen zu Hause blieben und sich um die Kinder kümmerten, kochten und den Haushalt führten. Ich wurde schon früh zu einer Art Frauenrechtler, auch wenn ich die

feministische Bewegung nicht kannte. Ich habe meine Mutter sehr bewundert. Auf ihre eigene stille Art war sie eine Kämpferin. Mein Vater war ein charismatischer Mann, eine dominierende Persönlichkeit, ein Geschichtenerzähler, sodass sie manchmal von ihm in den Schatten gestellt wurde. Auch körperlich war er ein imposanter Mann: breitschultrig, mit kräftiger Brust, markant und gut aussehend, mit einem tollen Haarschopf. Meine Mutter war tagsüber Hausfrau und ging nachts arbeiten. Sie nahm eine Stelle als Kellnerin in einem Gewerkschaftsclub an. Ich vermute, dass mein Vater das nicht mochte, weil sie in einer Bar arbeitete, wo er Stammgast war.

Dass meine Eltern stritten, hatte zur Folge, dass ich mich sehr geschämt habe. Man denkt, dass etwas mit einem nicht stimmt, weil die Eltern nicht miteinander auskommen. Ich glaube, diese Dunkelheit ist in mein Bewusstsein gesickert. Als Kind spricht man mit niemandem über diese Dinge, man behält sie für sich. Man geht zur Schule und denkt, dass die Familie der anderen normal ist. Man trägt eine Menge Scham und Schmerz mit sich herum und weiß nicht, was man damit anfangen soll, man erkennt es nicht als solches – man vergräbt es tief in sich, aber es kommt später im Leben auf viele verschiedene Arten zum Vorschein. Es wächst wie Blakes giftiger Baum: »Und ich goss ihn mit Furcht ...«

Ich hatte von klein auf eine Wut in mir. Sie kommt von zu Hause, und sie kommt von Glasgow. Sie kommt daher, dass man aufpassen musste, welche Straße man entlangging, wo man hingehen konnte und wo nicht. Nicht sehr weit vom Kino entfernt, vielleicht eine halbe Meile oder weniger, gab es Orte, die Possilpark und Maryhill hießen, und sie waren einfach unheimlich. Wir fuhren manchmal mit dem Bus hindurch, und sie sahen düster aus: trostlose und unbarmherzige Orte, an denen die Kinder – Mädchen und Jungen – einen permanent feindseligen Gesichtsausdruck hatten. Die Hunde, normalerweise unterernährte, wolfs-

ähnliche Schäferhunde, die nie angeleint waren, schienen bereit, ihre tollwütigen, gelblichen Reißzähne in fremde Eindringlinge zu versenken. Springburn wirkte im Vergleich dazu viel sicherer. Doch wenn jemand einen zum Kampf aufforderte, musste man mit ihm kämpfen. Wenn man nicht kämpfte, wurde man schikaniert. Je älter man war, desto mehr wurde man zur Zielscheibe.

Solange man damals in seiner Straße und der Nachbarstraße blieb, war alles in Ordnung, bis zu einem gewissen Punkt. Wenn man darüber hinausging, konnte man von Gleichaltrigen oder von Teenagern, die in Gangs organisiert waren, verprügelt werden. Die örtliche Bande hieß »Bison«. Ich erinnere mich, wie ich in den Sommerferien einen Schriftzug mit dem Namen der Gang an einer Hauswand sah und ein Junge auf mich zukam und sagte: »Du verschwindest besser von der Straße – die Bisons kommen.« Ich dachte: »Scheiße, die werden mich umbringen.« Ich hatte im Fernsehen Cowboy-Filme in Schwarz-Weiß gesehen, in denen riesige Büffelherden wie eine Invasionsarmee die Ebenen überzogen. Ich stellte mir diese Bande wie eine Bisonherde vor, die jeden, der sich ihr in den Weg stellte, niedertrampeln würde. Also versteckte ich mich unter einem Auto. Ich lag einfach da und versuchte, nicht zu atmen, in der Hoffnung, dass die Bisons mich nicht finden würden. Ich muss eine Stunde lang unter dem Auto gelegen haben. Warum bin ich nicht einfach nach Hause gelaufen? Was habe ich mir nur dabei gedacht? Einmal spielte ich in unserem Hinterhof in der Palermo Street, ich muss acht oder neun gewesen sein, und plötzlich tauchte ein Kerl auf der Mauer des Müllschuppens auf und warf einen ganzen Ziegelstein nach mir. Willkürliche Gewalttaten waren im Leben der Arbeiterklasse an der Tagesordnung. Es war ein normales Verhalten, das man einfach akzeptierte.

Eine der ersten Bandenparolen, die ich je gesehen habe, prangte in der Nähe der Sighthill Flats: riesige brutalistische Festungen, die auf der einen Seite von den British Rail Works und auf der ande-

ren Seite vom Springburn-Friedhof begrenzt werden. Die Gebiets-
erklärungen waren mit krakeliger silberner Sprühfarbe an eine
Wand geschmiert:

GEO IST 100 % VERRRÜCKT

GEO IST EIN SPRINGBURN-JUNGE UND STOLZ DARAUF

GEO IST 100 % IRRE

Jedes Mal, wenn ich mit meiner Mutter im Bus daran vorbeifuhr,
um meine Oma in Bridgton zu besuchen, dachte ich: »Diesem Geo
will ich nicht über den Weg laufen.« Das ist vermutlich ein Kerl,
der dich einfach aufschlitzen wird. Meine Fantasie war voll von
diesen psychotischen Bandenmitgliedern, unsichtbaren Schreck-
gespenstern. Das Leben wurde von unsichtbaren Grenzen be-
stimmt, und wenn man sie überschritt, konnte man sich in Lebens-
gefahr begeben. Es gab Typen mit Äxten und Messern, so wurde
einem erzählt – nicht von den eigenen Eltern, sondern von Kin-
dern auf der Straße. Ich erinnere mich allerdings, dass mein Vater
in den Sommerferien zu mir sagte: »Du musst zu Hause sein, be-
vor es dunkel wird, denn wenn es dunkel wird, geht der Mann
mit den eisernen Zähnen durch die Straßen und schnappt sich
kleine Kinder und nimmt sie mit.«

Glasgow war in den Sechziger- und Siebzigerjahren extrem ge-
walttätig, und das machte mich defensiv, vorsichtig und zurück-
haltend gegenüber anderen Menschen. Ich habe gelernt, mich zu
distanzieren. Ich zog mich aus der Realität zurück. Wenn ich spä-
ter im Leben in einen Streit geriet oder etwas passierte, das dieses
Gefühl triggerte, löste ich mich völlig vom Geschehen ab und ver-
schwand einfach, mein Körper war noch anwesend, aber ich war
machtlos. Diese Dinge haben mich zutiefst beeinflusst, ohne dass
ich es gemerkt habe. Ich habe nie verstanden, woher dieses Ge-
fühl kam, bis ich in meinen Vierzigern eine Therapie wegen Dro-
genabhängigkeit machte.

Als Teenager hatte ich eine Art Depression – eine Melancholie –, die vielleicht mit diesen Dingen zusammenhing. Ich weiß noch, wie ich mit siebzehn mit einer Rasierklinge vor dem Badezimmer-spiegel stand und den Drang verspürte, mein gar nicht pickliges, perfektes, babyweiches unrasiertes Gesicht zu zerschneiden. Innerlich verfluchte ich meine Eltern dafür, dass sie mich auf die Welt gebracht hatten, ich wurde von einem unbeschreiblichen Schmerz verzehrt, sowohl geistig als auch seelisch. Ich konnte mit niemandem darüber sprechen. Ich begann, die Liebe infrage zu stellen, und die Menschen, die sagten, dass sie mich liebten. Ich vertraute anderen Menschen nicht mehr: Ich hatte Angst vor Beziehungen, davor, mich an jemanden zu binden und zu sagen »Ich liebe dich« (ich habe immer noch ein großes Problem mit diesem Satz). Ich dachte, so ist das Leben wirklich. So etwas wie Liebe gibt es nicht, die Menschen lieben sich nicht. Das ganze Leben besteht aus Konfrontation, Kompromissen und Gewalt.

Als dann der Punk aufkam, war ich einfach bereit dafür.

2

Die Schulplage

Die Schule war brutal. Die Lehrer führten sich auf wie Tiere und machten sich einen Spaß daraus, einzelne Kinder vor versammelter Klasse fertigzumachen. Bevorzugtes Mittel dazu waren Hiebe mit dem Gürtel – eine sogenannte »ordentliche Abreibung« –, die Übeltätern wie mir tagtäglich wegen schlechten Benehmens und nicht gemachter Hausaufgaben verabreicht wurden. Ich war in Mathe in der Förderklasse für die Leistungsschwachen, und unser Lehrer hieß Mr. D. Er war ein nervöser, dünner Kerl, der immer eine braun karierte Tweedjacke trug, permanent unter Spannung zu stehen schien und aus dessen blutarmem, totenkopfähnlichem Schädel ein dichtes schwarzes Knäuel spiralförmiger Locken herausquoll. In unserer Klasse war ein Mädchen namens April H., die ich ganz gern mochte. Eines Tages machte sie eine vorlaute Bemerkung, die die ganze Klasse zum Lachen brachte. Mr. D. drehte völlig durch. Er schob von seinem Platz an der Tafel aus alle Pulte zusammen und klemmte April damit an der Rückwand des Klassenzimmers ein, während er weiter gegen die Pulte drückte. Schockiert und fassungslos standen wir daneben, bis er sie, den Gürtel in der Hand, aus dem Klassenzimmer auf den Flur zerzte und ihr eine Tracht Prügel verpasste, während er immer wieder auf sie einbrüllte: »Schlampe! Schlampe!«

Den alltäglichen Sadismus in der Schule nahmen wir einfach hin. Gegen Ende meiner Zeit in King's Park hörte ich auf, mich

um die Mathe-Hausaufgaben zu kümmern. Mr. D. befahl mir, von meinem Platz aufzustehen und mich vor die Klasse zu stellen, um mir meine Tracht Prügel abzuholen. Ich streckte ihm meine Arme auf die übliche unterwürfige Art entgegen, starrte ihn aber trotzig an. Kurz bevor er mir mit dem Gürtel den ersten Schlag verpasste, grinste ich kurz in Richtung Klasse und zog schnell meine Hände weg, sodass Mr. D. mit dem Gürtel seine eigenen Beine erwischte. Die ganze Klasse brüllte vor Lachen, auch April. Mr. D. rastete völlig aus, doch ich ließ die Prügel über mich ergehen, ohne mir den Schmerz oder auch nur eine Spur von Bedauern oder Reue anmerken zu lassen. Ich setzte mich hinterher ruhig an mein Pult, folgte dem Unterricht und bewahrte meine Würde, was ich von dem Lehrer nicht behaupten kann. Körperliche Züchtigung hat keine abschreckende Wirkung; nur Faschisten und Sadisten haben Spaß daran und sind davon überzeugt. Sie hat nur Auflehnung, Animosität und Rebellion zur Folge. Man muss jemandem die Freiheit nehmen, um ihn wirklich zu bestrafen. Gewalt ist keine Lösung.

Man musste Wege finden, sich geschmeidig durch die Schulzeit hindurchzuschlängeln. Aus irgendeinem Grund mochten mich die harten Jungs. Ich war gut im Fußball und hatte eine gewisse Ausstrahlung, sodass ich es schaffte, durch die Schule zu kommen, ohne dass mir der Schädel eingeschlagen wurde, was eine ziemliche Leistung war.

Die Räumung der Slums war wie eine Evakuierung nach dem Krieg. Plötzlich waren die Straßen menschenleer. Die Leute wurden umgesiedelt, und wir gehörten zu den letzten Familien, die noch in unserer Straße wohnten. Ich glaube, meine Eltern warteten auf eine vernünftige städtische Wohnung in einer guten Gegend – vermutlich um zu vermeiden, dass wir in Blackhill, Easterhouse oder Castlemilk landeten, die als wirklich hartes Pflaster galten. In Springburn lag die Lebenserwartung für einen Mann bei Mitte fünfzig. Für mich jedoch war es immer noch ein magi-

